Über lautlich-begriffliche Wortassimilationen.

Beiträge zur sogenannten Volksetymologie
besonders aus dem Gebiete des
Rheinfränkischen.

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der
Hohen Philosophischen Fakultät der Universität
Münster in Westfalen

vorgelegt von

Hermann Platz,
aus Offenbach.

Münster i. W. 1905

Buchdruckerei Robert Noske, Borna-Leipzig.

Dekan: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **König.**

Referent: Prof. Dr. **Jostes.**

Meinem lieben Onkel

Ökonomierat Konrad Rauh.

In der vorliegenden Arbeit habe ich es unternommen, Beiträge zur sogenannten Volksetymologie besonders aus dem Gebiete des Rheinfränkischen zu liefern. Die Gesichtspunkte, die für mich bei der Beurteilung dieser kompliziertesten Erscheinungen des Lautwandels maßgebend sein werden, sind aber zum Teil ganz neue. Ich muß daher einige theoretische Bemerkungen vorausschicken.

Im Jahre 1852 eröffnete Förstemann Kuhns Zeitschrift mit dem einen neuen Zweig der Germanistik begründenden Aufsatze: „Über deutsche Volksetymologie". Genau 25 Jahre später konnte er in der nämlichen Zeitschrift (Zfvgl. Sprachf. XXIII p. 375—384) Andresens epochemachendes Buch („Über deutsche Volksetymologie", Heilbronn [1] 1876, [6] 1899) begrüßen. Er tat es mit berechtigtem Stolze im Hinblick auf die herrliche Frucht, die sich aus dem von ihm gelegten unscheinbaren Keime entwickelt hatte. „Diese Schrift müsse von nun ab den Kern abgeben, an welche sich die Arbeit der Zukunft anzulehnen habe". Und Arbeit ist noch viel zu leisten. Es ist notwendig, „dem ersten Auftreten jedes Falles nach Raum und Zeit näher nachzugehen und das einzelne Beispiel von Volksetymologie möglichst an seiner Quelle aufzuspüren. Dann werden überraschende Strahlen aus diesem Gebiete her sicher in das Reich der Völkerpsychologie fallen". 1900 erschien Wundts „Völkerpsychologie" Bd. I „Die Sprache". Die Volksetymologie hatte hier in der Tat unter glücklichen Auspizien ihren Einzug in die Völkerpsychologie gehalten. Sie selbst war freilich eine andere geworden.

Bei der Frage nach dem Wesen dieser und anderer Erscheinungen des Sprachlebens geht Wundt von der Grundannahme aus, daß assoziative Wechselwirkungen nicht bloß zwischen

ganzen Vorstellungen, wie Herbart glaubte, sondern auch zwischen ihren Elementen (seien sie lautlicher oder begrifflicher Natur), also Teilvorstellungen möglich sind.[1]) Nehmen wir beispielsweise eine Umdeutung wie „Materialeisen“ aus Mitrailleusen. Sie blieb zwar nach dem von Wundt so benannten „Prinzip der soziologischen Auslese“ auf ein ganz enges Anwendungsgebiet beschränkt, aber gerade deshalb lassen sich die sie bedingenden Faktoren einer genaueren Prüfung unterziehen. Kjederqvist[1]) sagt darüber: „Die Umbildungen, die unsere Kenntnis am besten fördern, sind die ganz neuen: Sie mögen auch ganz zufällig und ephemer sein, wenn sie nur einer genauen Untersuchung zugänglich sind.“ Die Angleichung wurde vollzogen durch einen Soldaten, der nach der Rückkehr aus dem Feldzug 1870/71 seine Erlebnisse in rheinfränkischem bzw. pfälzischem Dialekt mitteilte. Der akustische Eindruck, der das Wort dem Betreffenden zum erstenmal nahebrachte, schwankte von *mitrailleusen* (französische Aussprache) bis zu *mətráj-ösən* (wegen der Lautschrift s. S. 5 ff.), *mətrɒ́j-ösə*. Aber diese Gehörsempfindung blieb nicht unangetastet. Denn die eigene Artikulationsempfindung, die *mitralj-esə, mətralj-esə* bis zu *mɒtralj-esə* erwartete, beeinflußte sie (vgl. Wundt S. 476) *(canaille* > dialektisch *khənáljə).* Was konnte man in das fremde Lautgebilde hineinhören? Aus dem Wortschatz bot sich „Material“ dialektisch *matri̯ál, mɒtrə̯ál.* Die speziellen Bedingungen zur Umdeutung waren sehr günstig, da das Wort sehr häufig, und seine Anwendung sehr verschiedenartig ist. Andrerseits war natürlich der Begriff von *Mitrailleusen* noch nicht apperzipiert, konnte also mit dem Lautgebilde noch kein einheitliches Ganze darstellen. So stand denn der assoziativen Beeinflussung des gehörten Wortes durch das geläufige im Falle einer Reproduktion kein Hindernis mehr im Wege. Ja die Assimilation erstreckte sich sogar noch auf die unverstandene Endung und machte

---

[1]) Vgl. den vorzüglich orientierenden Aufsatz von Kjederqvist: „Über lautlich-begriffliche Wortassimilationen“ PBB. XXVII 409—445, wo die Entwicklungsgeschichte des Begriffs „Volksetymologie“ von Förstemann bis Wundt dargestellt ist.

daraus *ą̊sə.*[1]) Dieser Begriff, der durch lautliche Assoziation nicht ohne weiteres gehoben werden kann, wurde vielleicht erst sekundär durch „Material" geweckt, hat sich aber jedenfalls im Geiste des Betreffenden zur Hauptvorstellung aufgearbeitet. Wir unterscheiden also bei diesem Vorgang die lautlichen Elemente *mitraill-*, *mətráj-*, usw. und die begrifflichen Elemente Kanone, schwer, schießen, Kugel, Material, Eisen. Alle einzelnen Elemente können nun Assoziationen hervorrufen und zwar auch lautliche Elemente mit begrifflichen und umgekehrt.

Die Volksetymologie hat also, wie daraus erhellt, mit der etymologisierenden Tätigkeit des Gelehrten gar nichts zu tun. Denn was sich bei solchen Wortentlehnungen abspielt, ist assoziativer Natur und „dem psychophysischen Mechanismus der Sprachfunktionen" (Wundt S. 478) angehörig. Es ergibt sich demgemäß die Notwendigkeit, den alten, unzweckmäßigen Namen aufzugeben und fortan die Bezeichnung: **„lautlich-begriffliche Wortassimilation"** anzuwenden. „Dadurch gewinnen wir nicht nur einen richtigen Namen der Sache, den wir früher nicht hatten, sondern zugleich einen, der die Definition des zu nennenden Begriffs klar und deutlich durchblicken läßt." (Kjederqvist S. 445.) Für die Einteilung der hierher gehörigen Erscheinungen ist die Art der Veränderung maßgebend, die der Begriffsinhalt durch die assoziativen Einwirkungen bzw. die dadurch entstandenen Assimilationen an bekannte Vorstellungskomplexe erleidet. Die erste Gruppe umfaßt **„Wortassimilationen mit begrifflichen Nebenwirkungen"**, d. h. solche, in denen das assoziativ gehobene Element nur dunkel und unbestimmt vorhanden ist und demgemäß den Wortinhalt nicht weiter antasten kann z. B. mhd. *linwât*, nhd. Leinwand. *Wât* gehört „einer zur Fremdsprache gewordenen älteren Sprachstufe" an, es „entbehrte für den Hörenden aller begrifflichen Beziehungen". Daher „war eine Assoziation mit einer völlig heterogenen, lediglich durch den Wortklang erweckten

[1]) Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, § 150 S. 199: „Auch Wörter, die keine Komposita sind, aber wegen ihrer volleren Lautgestalt den Eindruck von Kompositis machen, werden auf diese Weise (nämlich durch Umdeutung) zu Kompositis."

Vorstellung" (W u n d t S. 481) sehr leicht möglich. In solchen Fällen ist es oft sehr schwer zu entscheiden, ob und wieweit noch begriffliche Nebenwirkungen vorhanden sind, oder ob nicht etwa eine rein lautliche Wortassimilation vorliegt. Bei andern hierher gehörigen Beispielen fällt die Entscheidung leichter. Wenn z. B. „pudelnaß" aus pfudelnaß umgedeutet ist (pfudel = Pfütze), so tritt die mit der Assimilation sich einstellende Nebenvorstellung schon viel energischer in den Kreis des Ausdeutbaren ein.

Für die zweite Gruppe ist es wesentlich, daß das nach der lautlich-begrifflichen Veränderung entstehende Laut- u n d Begriffsgebilde ein einheitliches sei. W u n d t prägte dafür den Namen **„Wortassimilationen mit Begriffsumwandlungen".** Das beste Beispiel hierfür ist Friedhof gegenüber mhd. *vrîthof* „eingefriedigter Hof". Was schließlich die Frage anlangt, ob lautliche oder begriffliche Elemente zuerst den Anstoß zur Assimilation gegeben haben, so äußert sich W u n d t darüber wie folgt: „In allen diesen Fällen läßt sich annehmen, daß lautliche und begriffliche Assimilationen einander vollkommen parallel gegangen sind, sodaß, wenn auch die Lautumwandlung zunächst der frühere Prozeß gewesen sein wird, doch die durch sie hervorgerufene Begriffsumwandlung alsbald wieder auf die Lautgestalt des Wortes zurückwirken mußte".[1])

Das Material, das unter diesen Gesichtspunkten im folgenden zur Darstellung gelangen soll, ist, wie schon oben erwähnt, fast ausschließlich dem Rheinfränkischen speziell dem Pfälzischen entnommen. Doch habe ich es mir angelegen sein lassen, überall, wo es mir möglich war, die entsprechenden Formen beziehungsweise anders geschaffenen Assimilationen aus andern Dialekten anzugeben. Nur dadurch wird es möglich sein, eine durchsichtige Entwicklungsgeschichte des betreffenden Laut- und Begriffsgebildes zu liefern. Wenn dies hie und da nicht gelungen ist, wenn die vergleichenden Angaben lückenhaft und die versuchten Deutungen

---

[1]) W u n d t S. 483; vgl. auch K j e d e r q v i s t S. 435 **ff.**: Somit kann die Diskussion über die Frage, ob Lautähnlichkeit oder Bedeutung das Primäre bei der Umwandlung sei, als beendigt betrachtet werden.

nicht einwandfrei sein werden, so hängt dies mit den eigenartigen Verhältnissen zusammen, die auf dem weiten, zum Teil noch brach liegenden Gebiet der Dialektforschung herrschen.

Zur Lautschrift.

Die Grundlage für die Fixierung der Laute bildet die Arbeit von Prof. Dr. Heeger: Der Dialekt der Südost-Pfalz, I. Teil: Die Laute (Programm des Gymnasiums zu Landau 1895/96). Maßgebend für die Wahl der Lautzeichen ist in erster Linie Bremer;[1]) dann besonders die neuesten Erfahrungen, die man in der Praxis gemacht hat.[2])

Vokalismus.

1. Reine Vokale:
   a) relativ eng: *i, e, a, o, u;*
   b) weit: *į, ę, ą, ǫ, ų;*
   c) überweit: *æ* = sehr offenes *e;*
   ạ = o-haltiges *a.*
2. Reine Diphthonge:
   ei̯, ai̯, ai̯, ɒi̯, ou̯.

Für die zweiten Bestandteile der Diphthonge ist fast durchweg Überkürze anzusetzen. Im Zusammenhang damit tritt vereinzelt noch Dehnung des ersten Teils ein; doch ist diese Erscheinung, die fast einer Monophthongierung gleichkäme, noch im Werden begriffen, hat demgemäß noch keine bestimmt fixierbare Gestalt angenommen (vgl. Heeger S. 5).

---

[1]) „Deutsche Phonetik" 1893 bzw. der 1897 erschienene Anhang „Zur Lautschrift".

[2]) Vgl. „Wtb. der elsässischen Mundarten" von Martin und Lienhart I. Bd. Vorwort, und „Zeitschr. für hochdeutsche Mundarten" I. „Unsere Lautschrift" S. 6ff.

3. Nasalvokale oder, wie es zur Unterscheidung von den wirklichen Nasalvokalen richtiger heißen muß, genäselte Vokale (vgl. Bremer, Deutsche Phonetik § 135): Bezeichnung hierfür ist beigesetztes ^{n} also *wá̭į^n* = Wein.
4. Genäselte Diphthonge vgl. *wá̭į^n*.
5. Reduktionsvokale:
Überkurzes *e* wird trotz der Polemik Bremers (vgl. Anhang „Zur Lautschrift" S. 8 und 9) nach wie vor durch *ə* bezeichnet,
überkurzes *a* = *ɒ*,
ɒ wird durchweg statt *-er* zu transskribieren sein in Beispielen wie *fatɒ* = Vater.

Konsonantismus.

p, t, k stimmlose Verschlußlaute ohne Aspiration. Da stimmhafte Verschlußlaute im ganzen Gebiete nicht vorkommen, vertreten *p, t, k* auch nhd. *b, d. g.*[1])
ph, th, kh stimmlose aspirierte Verschlußlaute;
m, w, f; s, ś = *sch, j, n, ts* = nhd. z;
ŋ = *ng* (gutturaler Nasal);
x = *ach*-Laut, *χ* = *ich*-Laut;
r, l, h.

Akzente.

Hauptakzent ´, Nebenakzent `.

Quantität.

Lange Vokale werden durch Doppelschreibung bezeichnet, ebenso gedehnte (geminierte) Konsonnanz. Kurze Vokale bleiben unbezeichnet, ebenso alle nicht gedehnten Konsonanten, deren Geräusch so kurz als möglich ist.

Selbstverständlich kann ich nur die Wörter in phonetischer Umschrift geben, die ich selbst gehört habe, oder die schon ander-

[1]) Vgl. Kräuter in Frommans Zeitschrift „Die deutschen Mundarten Bd. VII S. 305—332.

wärts in Umschrift aufgezeichnet waren. Da aber die älteren Idiotica keine wissenschaftliche Transskription kennen (sogar das 1899 erschienene „Pfälzische Idioticon“ von Oberstudienrat Dr. Autenrieth versagt in dieser Hinsicht)[1]), zum Teil aber auch noch nicht durch neuere, auf der Höhe der Forschung stehende ersetzt sind, bin ich gezwungen, alle daraus geschöpften Angaben in gewöhnlicher Schrift wiederzugeben. Abgesehen von der Ungleichheit, die dadurch entsteht, wird besonders die Beurteilung des Lautgebildes beziehungsweise der vorhandenen Beziehungen zu andern Wörtern und Begriffen sehr erschwert.

Wortassimilationen mit begrifflichen Nebenwirkungen.

Die hierher gehörigen Wörter sind teils altes aber nicht mehr verstandenes Erbgut unserer Sprache, teils Entlehnungen aus fremden Sprachen. Gelegentlich werden auch Eindringlinge aus der neuhochdeutschen Gemeinsprache und aus anderen Dialekten assimiliert.

Ahd. *hantdwehilla* (zu *duahan* waschen bayr. zwagen nach Bayr. Wtb. [2] II 1175), mhd. *hant-twehel,* 15. Jahrhundert *hantzwehel* (Weigand [4] I 765), ist nhd. Handzwehle geworden. Eine übliche Form des südpfälzischen Dialekts ist *„hánts-wǽxəl“,* eine Form, in der sich der sonst[2]) ausgefallene Guttural von ahd. *duáhila* durch lautliche Assimilation an *„wǽxələ“* (Deminutiv von

[1]) Vgl. die Rezension in ZfhdMa. I S. 181. Auch das „Oberhessische Wörterbuch“ von W. Crecelius I 1897, II 1899 leidet an diesem Mangel; vgl. ZfhdMa. II S. 91.

[2]) Das obd. geht hier seine eigenen Wege. Vgl. Paul, Mhd. Grammatik [5] S. 35 § 72. In der Schweiz existiert die Form „Zwächeli“; vgl. Stalder II 483.

„Wagen") erhalten hat. Begrifflich kann diese Umdeutung wohl kaum als eine gelungene bezeichnet werden. Es müßte denn sein, daß der alte Brauch, die Handtücher auf einer Rolle laufen zu lassen, dabei mitgewirkt hat. Kehrein S. 185 kennt *Handswell, Handspell* und *Handwell,* Pfister S. 92 *Handspel.* Die md. (vgl. Paul, „Mhd. Grammatik" [5] S. 39 § 84, 3) Formen *Quehle* thüring. *Quähle* (Kluge [6] S. 440) erscheinen gelegentlich als *Quelle,* so in dem Werke eines erzgebirgischen Chronisten von 1699 (ZsfhdMa. I 57). Mhd. *quehele* wird über *Quehel* zu „Quedel", wie der Berliner leichte Halstücher (besonders der Damen) nennt (Söhns, Die Parias unserer Sprache S. 96, 97). Eine lautliche Beziehung zu *Wedel* ist dabei nicht zu verkennen.

Der Name des kleinen Wiesels oder Mauswiesels (mustela vulgaris) ist in der Vorderpfalz *mą̊ushœrnəl.* Wir haben mhd. *hermelîn* = „Wiesel" (daneben auch *hermelwisel*) vor uns (Heeger, „Tiere im pfälzischen Volksmunde" I. 23), das nicht mehr verstanden und daher an *œ̨xhœrnəl* Eichhörnchen[1]) assimiliert wurde. Umgekehrt wurde auch „Eichhörnchen" an *hermelîn* angelehnt (Els. Wtb. I 372), das bei Geiler von Kaisersberg („Doktor Keiserspergs Narrenschiff" [1520] 68 [a]) schon *eichhermlin* heißt (vgl. noch Schwäb. 158, Bayr. [2] I. 1162).

Nhd. „Wendehals" (vgl. mhd. *winthalsen* „den Hals drehen") wird pfälzisch „Windhals" (Heeger, „Die Tiere im pfälz. Volksmunde" II S. 9). Die Angleichung an „Wind" lag nahe, wenn auch die auf diese Weise entstehende Nebenvorstellung nichts weniger als charakteristisch ist. Steht doch der dem Spechte verwandte Vogel nicht in engerer Beziehung zu dem „Wind" als all die andern Vögel, die sich auf Bäumen aufhalten und hier dem „Winde" ausgesetzt sind.[2])

Die verschiedensten Umdeutungen von mhd. *molt-wërf* sind bei Andresen ([6] S. 286) verzeichnet. Im Pfälzischen finden sich

---

[1]) Über die Umdeutungen dieses Wortes s. Andresen [6] S. 285, 286.

[2]) Was Andresen ([6] 134) von der Umdeutung „*Windelator*" statt „*Ventilator*" sagte, trifft auch hier zu, da im pfälzischen Dialekt der „Wind" auch zu „*wę̨nt*" wird.

außerdem noch folgende: Das in der mhd. Umformung *mûlwëlf* noch durchsichtige ahd. *hwëlf* ist verloren gegangen. Den unverständlichen zweiten Bestandteil macht man sich dadurch verständlicher, daß man ihm die Endung der Nomina agentis anhängt. So entsteht *máu̯lwèlfv* (südöstlich). Daraus floß weiter das von Autenrieth (Pfälzisches Idiotikon S. 92) gebuchte *Maulwölber*, „der mit dem Maule sich unterirdische Gewölbe macht", gewiß eine ganz sinngemäße Zurechtlegung. Wegen der Gleichheit der Endung schließt sich hier das gleichfalls durch Autenrieth (Pfälzisches Idiotikon S. 92) ans Licht gezogene *Maulälpser* an. Besteht hier eine Beziehung zu dem von Schmeller (Bayr. Wtb. [2] I 63) notierten *Alben* loser Kalkgrund unter der Dammerde (vgl. schwed. *alf* Kieserde)? Dann wären wir begrifflich fast wieder bei *moltwërf* angelangt. Es wäre allerdings auch möglich, daß die Vorstellung von mhd. *alp* (Pl. *elbe*) böser Neckegeist, nhd. Nachtgeist (Weigand [4] I 39), lautlich und begrifflich eingewirkt hätte. Aus der Nordpfalz bucht Authenrieth (S. 96) noch Formen wie *moltruf, molteruff, moltrof* (vgl. ähnliche Formen bei Kehrein S. 281). Das Tier schafft die Erde „herauf" dial. *ruf,* daher wohl die Umformung.

Zu den von Andresen ([6] S. 261) erwähnten Verunstaltungen von „Goldammer" stellt sich noch els. (Els. Wtb. I 36) *Galammel (kálàməl)* und *Gaulhammer* (Straßb. nach dem Züricher Vogelbuch von 1557). Daneben noch eine Verdeutlichung (vgl. Walfisch zu ahd. *wal* Paul, „Prinzipien der Sprachgeschichte" § 152) *gël^b^gaulammer (kœ́lkœilàmr)* alle = Goldammer, Pirol. Von diesen Formen hat sich · *gaulam (kœ́làm)* abgelöst, das heute „Ringlerche" bedeutet (Els. Wtb. I 211). Eine weitere Verkürzung vollzog sich in pfälz. *Golmert*[1]) durch Assimilation an Wörter wie „Täubert" = mhd. *tiuber,* nhd. Tauber. Das zur Erklärung von „Golmert" vorauszusetzende **goldəmv* wurde unter andern Bedingungen zu **gœlmv* umgelautet *(< *goldimv, *gollimv),* mit dial. Entrundung **gelmv.* „Gel" wurde zu *gę̨l* = gelb be-

[1]) Betr. des unorganischen *t* vgl. Heeger, „Dialekt der Südostpfalz" § 50b.

zogen und *m* ausgestoßen. So entstanden nassauisch *Gelert* und mit anderer Endung *Geling,* *Geleng, Gelinger* (Kehrein S. 157). Daß in diesen Formen das *e* der Stammsilbe wirklich so zu deuten ist, beweist eine genauer transskribierte Form bei Vilmar S. 122: *Gêle-gêl-Kommer* die Goldammer = Gelbe Gelbammer, übrigens ein interessantes Analogon zu dem oben erwähnten els. *gĕl^{b}gaulammer.*[1])

Der Pflanzenname „Wegerich" (Plantago L., Familie der Plantaginaceen) wird auch von den Gebildeten kaum mehr als ahd. *wegarîh* „der Wegbeherrscher" („wegen des häufigen Vorkommens an den Wegen") verstanden. Wir können uns daher nicht wundern, daß das Volk die willkürliche Gruppierung zu „Wetter" *(wǽttv)* vornahm und *wǽttvriχ* daraus machte. Da *g* lautgesetzlich zur Spirans werden mußte, mag das Bestreben, die beiden Spiranten zu dissimilieren, zu der Umformung beigetragen haben.[2])

Dissimilation lag vielleicht auch vor bei der Umwandlung des fränkisch-elsässischen Dialektwortes „Zwirbel" mhd. *zwirbel* kreisförmige Bewegung. Statt *tswǽvwəl* sagt man *tswǽvməl* und bezeichnet damit einen Wasserstrudel oder eine Windhose. Jedenfalls hat aber auch die Lautgestalt von „Ärmel" eingewirkt, die beim Anblick einer Windhose begrifflich assoziert werden kann. Ein anderer Name für Windhose ist „Sauschwanz", „Sauzagel", womit eine ähnliche Vorstellung verbunden sein kann (vgl. E. H. Meyer, Germanische Mythologie S. 102).

Zur Bezeichnung des Querholzes, an dem das Riemenwerk des Zugviehes befestigt wird, dient rheinfränk. *sélšåit* nhd. Silscheit. „Sil" ist mhd. *sil,* ahd. *silo* und gegenüber der Vollstufe in „Seil" die Schwundstufe zur idg. Wurzel *sĭ* binden. Dieser Zusammenhang ist natürlich längst aus dem Bewußtsein ge-

---

[1]) Allgemein wäre noch zu vergleichen Pogatscher, Zur Volksetymologie S. 8 und Palmer, English folk-etymologie S. 453.

[2]) Lenz, Nachträge S. 19, 20 sah in dieser Form auch schon volksetymologische Umdeutung. Er kennt aus Steiermark noch *„weterich"*. In seinem Dialekt ist jedoch die geläufigste Form *špits(ə)-wélvriχ*. „Inlautendes *t* wird in einigen benachbarten Mundarten zu *l*."

schwunden. So war es möglich, daß man lautlich eine Stütze suchte in Wörtern wie *tsîχəl* Ziegel, *sîχəl* Sichel. Das so entstandene „*tsîχəlšàit*" findet sich in einigen Gegenden. In der Rechnung eines biedern Handwerkers fand ich sogar geschrieben „Siegelscheut", ein unglücklicher Versuch, das als bäurisch empfundene Wort in eine hochdeutsche Form zu kleiden. Lenz („Der Handschuhsheimer Dialekt I S. 50) nahm Anlehnung an „Zügel" an. Schmeller (² II 260) kennt *silsail* und *silscheit.* Stalder (II S. 369) verzeichnet „der Sell" in der Bedeutung „Pferdegeschirr" und „Sattel" und „sellen" anschirren (vgl. schwed. *sela* anschirren) und satteln. Der letztere Begriff läßt sich zwar aus dem erstern leicht ableiten, doch liegt vielleicht auch Assimilation an franz. *la selle* der Sattel vor. Nicht zu verwechseln damit ist „Sell" in Sellhaus, im bayrischen Fichtelgebirge der Name des Gemeindearmenhauses. Söhns („Die Parias unserer Sprache" S. 108) stellt es zu got. *saljan (sal)* = Herberge, Wohnung finden, wohnen. Da aber mhd. schon *sêl-hûs* in ähnlicher Bedeutung vorhanden ist und dialektisch noch jetzt gelegentlich „Seelhaus" erscheint (Schmid, Schwäb. Idiotikon S. 491), so ist *sellhaus* doch wohl als eine auf Unkenntnis beruhende Entstellung anzusehen, die durch irgend ein anklingendes Wort herbeigeführt wurde. Ähnlich findet sich statt „Seelgeräte" mhd. *sêl-geraete* = Stiftung zum Heil der Seele gelegentlich „Selgerede" (Kehrein S. 374).

Obwohl „Kies" in meinem Ortsdialekt allgemein gebräuchlich ist, erscheint die Ableitung „Kieselstein" in der veränderten Form *khîtsəlštæⁿ*. Lautlich ist dies Assimilation an „kitzeln"; welcher Art die begriffliche Ausdeutung dieser willkürlichen Beziehung ist, ist schwer zu sagen.

Mhd. *deisme,* nhd. *deisem* (nach Schade zu *dîhan,* nach Grimm zu nd. *deisen* = (sich) bewegen) wird rheinfränk. *tæsəm.* Autenrieth (S. 31) liefert ein auffälliges Beispiel von gelehrter Volksetymologie (Förstemann in Kuhns Zs. I S. 2), wenn er sein *dèsem* zu Teigseim und *dasem* (eine mundartliche, rein lautliche Variante < **táisəm)* zu Teigsame stellt (vgl. Rezension von Prof. Dr. Lenz, ZsfhdMa. I 182). Frisch („Teutsch-lateinische Wtb."

1741) stellte schon früher „Teigsam“ als Grundwort auf, doch wurde diese Deutung im DWB. II 913 ausdrücklich als unstatthaft bezeichnet. In der Nordpfalz ist *sáuvpæsəm* gebräuchlich. Die Assimilation an „Besen“ kann allerdings nur die denkbar unklarsten Nebenvorstellungen wecken. Das nämliche ist der Fall bei einer Umdeutung wie „Deißman“.[1])

Zur Weckung des Echos rufen in meiner Heimat die Kinder *hǽælòx* in den Wald. Trotzdem mhd. *lôch* als *lóox* in der Bedeutung „Waldbach“ noch vorhanden ist, wird doch in dem eben genannten Ausdruck der zweite Bestandteil als „Loch“ aufgefaßt, wobei vielleicht die Vorstellung hereinspielt, als ob der Wiederhall aus einem Loch käme. Was *hǽæl* anlangt, so glaube ich, daß es der Imperativ zu mhd. *hëllen* ertönen ist. Oder wäre Beziehung zu dem von Kehrein (S. 194) erwähnten „*herloch, härloch*“ = Loch in der Wand zum Ein- und Ausgehen der Katzen denkbar? (vgl. mhd. *helle* auch enger Raum zwischen dem Ofen und der Wand). Bei A. v. Droste findet sich *helo, heloë*. Anderswo erscheint das Wort als Hirtenruf.

Sehr lose sind die durch Lautassimilation entstandenen Nebenvorstellungen auch bei *á̜ŋkhàitəl* mit dem eigentlichen Begriffsinhalt verknüpft. Verhochdeutscht hieße es „*Endkeutel“ (betreff „Keutel“ vgl. DWB. V, 655). Es bedeutet „einen dicken, sackförmig auslaufenden Schweinsdarm“ und weiter „einen kleinen Schwartenmagen“. Keutel (mhd. *Kiutel* zu hochd. *Kuttel* und nd. *kūt* Eingeweide) fügt sich lautlich zu der im Rheinfränkischen üblichen zerdehnten Form von Keil = *kháitəl*. „End“ wird durch den Einfluß des folgenden Gutturals zu „eng“, so daß wir ein ganz fremdes Begriffsgebilde vor uns haben, ohne daß wir eine ungesetzmäßige Lautänderung konstatieren können. Lenz, Nachträge S. 4 verzeichnet *ę̜ŋkhail*, aus Tauberbischofsheim *endeknäudel*, aus Wimmersbach bei Heidelberg *ę̜ŋkhaitl* und *hę̜ŋkhaitl* also Beziehung zu „hängen“. In dem vom Verfasser mir gütigst zur Benutzung überlassenen Exemplar finde ich noch eine Rand-

[1]) Dieffenbuch, Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis 1857 S. 230.

bemerkung von Prof. Breunig, der aus der Buchener Ma. *häŋknötl* notiert, in der Bedeutung „Schwartenmagen, Pressack". Das unverständliche *Keutel* hat sich also völlig an das geläufige „Knödel" assimiliert. Vgl. Heeger, Tiere im pfälz. Volksmunde I S. 17.

Eine auffallende lautliche Assimilation zeigt sich in dial. *Kühpriester* (Schmeller *kühbriester*). Grundwort ist ahd. *biost* = erste Milch der Kuh nach dem Kalben. Eine assoziative Einwirkung von „Brust" brachte Formen wie schweiz. *briešt,* els. *briesch* (schweiz. auch *briemst*) zustande. Davon weiter gebildet *briester* und *priester* (vgl. anord. *a-brystur* = Biestmilch).[1]) Das von Autenrieth (S. 82) angeführte engl. *abrister* ist weder im Oxford dictionary noch in Wrights Dialect dictionary zu finden, daher wohl zu streichen.

Mhd. *wîn-kouf* bedeutet eigentlich „einen Weintrunk als Symbol des eingegangenen Kaufes", Es ist dies ein alter Brauch,[2]) dessen schon 1245 Erwähnung getan wird. Einerseits wird der „Weintrunk" aufgegeben und es entwickelt sich die Bedeutung „Drangeld", andererseits wird der eingegangene Handel oder Vertrag spezialisiert, und dann tritt uns das Wort im Sinne von „Verlobung" entgegen, wobei allerdings der Schmaus und das darauffolgende Gelage noch eine bedeutende Rolle spielt. Nachdem so die ursprünglichen Vorstellungsreihen schon früh verdrängt waren, mußten auch die lautlichen Bestandteile bald die verschiedensten Deutungen erfahren. Ich habe das Wort immer als *wái̯ⁿkof, wái̯ⁿkuf* gehört[3]); aus andern fränk. Dialekten ist auch *winkuff, winkoff* verzeichnet. Vielleicht lag der Verunstaltung des zweiten Kompositionsgliedes eine Beziehung zu mhd. *guft* = Schall, Freude zugrunde, was ja begrifflich sehr gut passen würde.[4])

[1]) Vgl. die zahllosen Varianten im DWB. II 3 und Staub-Toblers Schweiz. Idioticon IV 1795; Bayr. Wtb. I 367.

[2]) Grimm, Weistümer I S. 642; Grimm, Rechtsaltertümer S. 192.

[3]) Doch tritt auch in der Pfalz *winkuff* „Trinkgeld, Trinkgelage bei Viehhandel" auf; vgl. Autenrieth S. 152.

[4]) Noch näher liegt vielleicht das ältere nhd. *kuffe* gebucht im „Deutschen Wtb." von Steinbach (1734) zu mhd. *kuofe* nhd. Kufe. Crec. II 810 kennt *Stenkuff,* das vielleicht auch „Steinkufe" ist.

Heute ist jede Nebenvorstellung verschwunden, das Wort ist ein einfaches Begriffszeichen geworden. Interessant sind die Formen mit verkürztem *î* besonders nd. *winkopp.* Hat hier vielleicht mhd. *winne, win* der Freund oder *(ge)winnen* = durch Arbeit erwerben assoziativ die Vokalqualität beeinflußt?[1]) Westf. erscheint neben *wînkôp* (Woeste S. 325) auch *winne* = Angeld. Es gab Winnerben (im Gegensatze zu Lehnserben), deren Inhaber bei der Auffahrt jeweilen dem Gutsherrn eine erhebliche Summe zahlen mußte, womit er das Erbe auf eine bestimmte Anzahl von Jahren oder auch auf Lebenszeit *wann.*[2]) Andererseits scheint es in alter Zeit üblich gewesen zu sein, „mit Freund und Zeugen zu kaufen"; vgl. altschwed. *med vin ok vitne kiöpa,* neuschwed. *vinköp* (Grimm, Rechtsaltertümer S. 192).

Mhd. *rapp* m. der Traubenkamm wird weiter gebildet zu *rappes* (Kramer, teutsch-ital. Wtb. 1678 kennt *rappis, räps, rebs)* mit der Bedeutung: „Wein, der aus Traubenkämmen hergestellt ist, schlechter Wein, saurer Wein". Durch sekundäre Nasalierung[3]) wird daraus *Rampes, Rambes* (Kehrein), *Rembes* (els. vgl. From. Zs. Ma. III 13). Lautliche Anlehnung des letzten Wortbestandteils an *bass*[4]) ergab *Rambass* (schon Westerw. Idiot. S. 158; Kehrein S. 321). Autenrieth (S. 112) bietet außerdem noch *Rambos,* assimiliert an „Amboß"; er will aber das Wort zu it. *rombice* „Sauerampfer" stellen, was unzulässig ist.[5])

---

[1]) Westerw. Idiot. S. 332 aus Ravensberg: *Wienkopp;* vgl. dazu die analoge Verkürzung im fränk. *wingvt* mhd. *wîn-gart* nhd. Weingarten. Ähnlich *hengert* = Heimgarten, Bayr. Wtb. I 1107.

[2]) Diese interessante Kombination stellte mir Herr Prof. Dr. Jostes gütigst zur Verfügung.

[3]) Über unorganische Nasalierung in den fränkischen Mundarten vgl. Fr. Pfaff, Zur Handschuhsheimer Mundart in PBB. XV 188, 189. „Ein Gesetz ist nicht ausfindig zu machen.". S. 189 sagt er: *„rampəs, rampas* Grobian (auch = saurer Wein)." Dies muß sich nach obiger Auseinandersetzung umgekehrt verhalten.

[4]) Vgl. das noch zu besprechende *„basstränk"* Tanzlokal = frz. *bastrinque.*

[5]) Eine noch weiter entstellte Form findet sich bei Crec. II 675: *Rambast.*

Das als Schimpfwort oft gebrauchte *hánàvm* = (Jo)hann Adam, ist in seinem zweiten Teil völlig an *ávm* (vgl. *šántàvm* = Gendarm) assimiliert. Eine begriffliche Beziehung (zu „Arm") ist kaum zu entdecken. Ebenso ist es bei ähnlichen Eigennamen, die wie *hámpàllə* aus „(Jo)hann Paul", „Hambartel" aus „(Jo)hann Bartel", „Hanefidel" aus „(Jo)hann David" ihren Charakter als solche verloren haben und zu mehr oder weniger starken Schimpfwörtern geworden sind. Eine treffliche Umbildung von „Hamballe" liegt vor in „Hambambel", „Hanebambel", „Bambelhannes" (Kehrein S. 185). Einer, der alles „bambeln" (bammeln vgl. Kluge S. 29) läßt, ist ein nachlässiger, unordentlicher Mensch. Dies besagt das Schimpfwort. (Vgl. noch *Pampəl, Pimpəl* = Harlekin, Hanswurst, Bayr. Wtb. I 391.) Bezeichnend ist auch die Bildung „Hambelbambel". Was ist aber „Hannrabores"? (Autenrieth S. 60).

Wenn sich in der Volkssprache statt „Kosten" oft *khéštə* (Kastanie) und statt „Unkosten" oft *ú̜ŋkhèštə* (Els. Wtb. I 478) findet, so ist dieser Vorgang doch vielleicht nicht bloß rein lautlich zu deuten. Der aufs Handgreifliche gerichtete Sinn des Volkes liebt es, besonders im Scherz, seinen Vorstellungen durch ein mehr oder weniger geschickt gewähltes Bild eine breitere Unterlage zu geben. Eine ähnliche Tendenz nach Versinnlichung zeigt sich in Wendungen wie: große Rosinen im Kopf haben (DWB. VIII 1231; Sanders II 785, 786; Heyne III 137), Grütze im Kopfe haben.

Frz. *côtelette* wird dialektisch zu *khútlę̀t*. Doch zieht man es vor, dafür *khàvmənátə* = frz. carbonnade zu gebrauchen; ist man doch zu leicht geneigt, das Wort auch begrifflich an das ähnlich klingende, aber gemeine *khútəl* = Eingeweide zu assimilieren. Das Els. Wtb. bietet z. B. nicht bloß diese Bedeutung für *khútəl* sondern auch „Fresser", „gieriges, gefräßiges Tier".

Eine auffällige Begriffsverengung vollzog sich bei Herübernahme des hd. Fremdwortes *obstinat* in den Dialekt. Es bedeutet „eigensinnig, schwer zu befriedigen, wählerisch im Essen" („difficil" dial.) Letzteres ist im südlichen Reinfr. die einzige Bedeutung. (Kehrein S. 36: „brav", „artig" neben den oben angegebenen.) Das Wort bekam ein deutsches Gepräge durch Einschub eines

r[1]): obsernat, absernat (Kehrein) *òpštəvnát* (pfälz.). Fuß („Beiträge zur Volksetymologie", Progr. Bedburg 1883 S. 7) nimmt assoziative Einwirkung von hals„starrig" an. Ich möchte eher glauben, daß irgendwelcher Einfluß von dem in der Volkssprache sehr häufigen *'téšpəràt* (desperat) ausgegangen ist. Andresen ([6] S. 166) führt *kaspernat* an, das ebenfalls anklingt. Es ist dies eine Nebenform von *kasperat, kasprat* ärgerlich, erzürnt, Lautgebilde, die ein Verschmelzungsprodukt von *Kasperle* (Hanswurst) und *desperat* darstellen.[2])

Bei der Erklärung des Wortes *Ordelewand* unterlief Autenrieth ein kleines Versehen. Er gibt die frz. Grundform als *eau de Levante* wieder, was doch jedenfalls eine lautliche Kontamination von *eau de lavande* und *Levant* m. die Levante ist. In dem an deutsche Wortgebilde assimilierten *Ordelewand* ging der Begriff von frz. *eau* ganz unter. Es bezeichnet (nach Autenrieth) die „wohlriechende Gartenblume", die vielleicht als an der Garten„wand" hinaufwachsend gedacht wird. Mentz, („Französisches im Mecklenburger Platt und in den Nachbardialekten" II, Beil. z. Jahresber. d. Realprogymnasiums zu Delitzsch 1898 S. 17) *olewang* = *eau de Lavande* Lavendelwasser, thür. *adelwang*. Els. Wtb. I 563 mit vorgeschlagenem Artikel: *Loddlewang* wohlriechendes Toilettenwasser; auch in *loddlewangig* = „duftend" ist der Begriff von frz. *eau* ganz verloren gegangen.

Cul de Paris nennt man ein Polster, das die Frauen früher unter dem Kleide trugen. Mit lautlicher Beziehung zu „Kette" entstand *Khétəparì*, mit noch weitergehender Assimilation an den Frauennamen „Marie" *Khétəmvrì*. Keiper verzeichnet noch

---

[1]) Über die phonetische Erklärung des *r*-Einschubs vgl. W. Horn, Zeitschr. f. frz. Spr. und Lit. XXII S. 64; O. Weisse, ZsfhdMa. II 244.

[2]) Die nämliche Spezialisierung der Bedeutung liegt vor in pfälz. *kehrsch* wählerisch im Essen (zu *küren*), das aber kaum zu dem Einschub des *r* beigetragen hat; Woeste. Westph. Wtb. S. 140: *körisk, körsk. Körisch* an *Kurios* assimiliert ergibt *korjoesch* s. Vilmar S. 220, Crec. II 516. Schmidt, Westerw. S. 84 bucht neben *kehrsch* noch *köppersch* lecker, eigensinnig im Essen mit deutlicher Anlehnung an *köppisch* eigensinnig. Kehrein (S. 240) stellt *köppisch* und *köppersch* sogar etymologisch auf eine Stufe, vgl. noch S. 156; außerdem DWB. V 1810 und V 2810.

eine dritte Form „Kittelbatterie“, die aber mehr scherzhaft gebraucht wird.[1])

Nach Autenrieth (S. 104) heißt die Klatschrose (Papaver rhœas) auch *Paffeblum*. Unmittelbar ist dieses Wort doch aus frz. *pavot* geflossen, das bei energischer Stammsilbenbetonung und mit Anlehnung an *Paff* = Pfaff die erwähnte eingedeutschte Form ergibt. *Paff* dient auch zur Bezeichnung des Mohnes. Autenrieth nahm direkt lat. papaver als Quelle an.

Photographieren wird oft durch Angleichung des ersten Bestandteils an Boden dial. *pótə* zu *pòtəkrəfíirə*. Das Schriftbild, das beim Sprechen noch lebhaft vorgeschwebt haben mag, legt dem Volke die lautliche Beziehung ziemlich nahe. Ähnlich wird frz. bouteille, das noch vielfach statt Weinflasche im Gebrauch ist, als *pótèl* gedeutet. Es ist natürlich unmöglich, bei all diesen den reinen Lautassoziationen *(vocatus > fogat > Vogt)* mehr oder weniger ähnelnden Umdeutungen die denkbaren Nebenvorstellungen zu fixieren. Man würde sich dabei ins Uferlose verlieren.

Wer sieht einem Worte wie „Waldeschäfcr“ (Autenrieth S. 149) seine fremde Herkunft noch an? Die Übermacht der assoziativ gehobenen Lautbildelemente aus anklingenden Wörtern schuf diese anheimelnde Form aus frz. poil de chèvre, das einen Kleiderstoff bezeichnet. Vielleicht wirkte der Begriff „Schafwolle“ irgendwie ein.[2])

Eine gewiß nicht allzu oft sich findende Erscheinung können wir bei dem Dialektwort *tsəsíirə* konstatieren. Es ist das dem „Code Napoléon“ entlehnte *saisir* pfänden.[3]) In deutschen Gauen wird

---

[1]) „Frz. Familiennamen in der Pfalz ...“ Progr. Zweibrücken 1890/91 S. 53. Lenz, Fremdwörter, S. 16 kennt auch *Khétəmvrii*.

[2]) Lenz, Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialektes. I. Beil. z. Jahresber. der höheren Mädchenschule zu Baden-Baden 1895/96: *paltəšéewv* ein durchsichtiger, glänzender Stoff zu Frauenkleidern. S. 18.

[3]) Vorschlag eines *t*, der vielleicht auch auf Lautassoziation beruht, ist noch zu konstatieren in pfälz. *tsakərnú^{n}didjee* = *sacré nom de Dieu* ZfhdMa. III, 311. Im els. *zurrhummel* < *surrh.* wurde der bestimmte Artikel angeschweißt. Els. Wtb. I, 338.

dieses isolierte, unverständliche Wort einem andern lautlich assimiliert, aber nicht etwa einem deutschen, sondern dem frz. cession *(tsəsjǫn)*. *tsəsiirə* ist allgemein gebräuchlich und zum „einfachen Begriffszeichen" geworden. So wird der begriffliche Zusammenhang mit dem nicht allzuweit abliegenden *cession* Abtretung eines Rechts nicht hergestellt.

Bon chrétien ist die Benennung einer bekannten Birnensorte, die nach allgemeiner Annahme aus gr. *παγχρηστός* umgedeutet wurde.[1]) Im Dialekt wird der Name oft als *paŋkrîtsəpèrə* gehört, das außer der lautlichen Beziehung zu „Pankratius" noch dem assoziativen Einfluß von „Lakritz" ausgesetzt war. Die begleitende Nebenvorstellung des Süßen wäre nicht unmöglich. Eine andere lautlich noch näher liegende, begrifflich allerdings völlig inadäquate Vorstellungen weckende Assimilation ist: *paŋkrótjes-pèrə* = banqueroutier's Birnen. Diese Zurechtlegung kann nur scherzweise gebraucht werden. Ähnlich heißt der Kaffee hie und da „Bankerottbrühe, -wasser, -macher" (Kehrein S. 60); vgl. Bankerottsmühle.

Die volkstümliche Wiedergabe von frz. *miracle* „Wunder" ist *schmierakel* Aufsehen. (Autenrieth S. 126; Kehrein S. 357). Mit „Schmiere" (schlechtes Theater) kann es nicht in Verbindung gebracht werden, da dies Wort ungebräuchlich ist. Die Assimilation bleibt also vermutlich rein lautlich. Doch nicht überall. So gelangt z. B. *schmierakel, schmorakel, schmorokel* nach Kehrein (S. 357) zu der Bedeutung „schmieriger Dreck".

Lein-zäge ist nach Autenrieth ein anderer Ausdruck für Muttermal. Es ist das alte *lein-zeichen* (16. Jhdt.) mit den Nebenformen *(linc-zeichen, lin-zeichen)*, dessen Etymologie wenigstens in seinem ersten Bestandteil unbekannt ist (DWB. VI, 712). Daneben notiert Autenrieth (S. 87) noch *leim-zêche* = Mal. Er will es zu *leumde* mhd. *leumet* Leumund stellen, während es doch offenbar nur eine lautliche Variante zu *lein-zeichen* ist, die begrifflich viel-

---

[1]) Faß, Beiträge zur franz. Volksetymologie. Rom. Forsch. III 473 ff; nach Scheler, Dictionnaire d'étymologie française hat François de Paule, dit le „bon chrétien", sie eingeführt. S. 62.

leicht einigermaßen erklärt werden kann durch Hinweis auf die bekannte Redensart „auf den Leim gehen".

Mhd. *leite* f. Führung, Fuhre, Faß zum Verführen einer Flüssigkeit hat sich ganz im Gegensatz zu den Lautgesetzen zu *lot* entwickelt. Wie ist diese auffallende Vokalqualität zu erklären? Das ältere nhd. hat *laitvaß*, östreich. *lait*, Kehrein bucht *latvaß* (< *lắịt*). Als der Zusammenhang mit *leiten* verloren gegangen war, konnte sich leicht *a* dauernd festsetzen. Die Verdumpfung des *â* (Paul, mhd. Gr. § 27, 2) beruht auf dem assimilativen Einfluß verwandter Wörter wie z. B. mhd. *lâgel* dial. *lóoxəl* (auch *loo'əl*) kleines Fäßchen, nhd. Legel; „Schlotterkrug" dial. *šlóvkrùk*, *auch šlóvfàs* = Schlotterfaß, und *hot* els. *hùt* Rückentragbütte[1]); *hot* hat wahrscheinlich auch zur Verkürzung des Stammvokals beigetragen; vgl. Lenz, Nachträge S. 16, *laatfaas* Faß zum Verladen des Traubenmostes. Weigand[4] I, 1097 bucht aus Frankfurt a. M. die richtig entwickelte rheinfränk. Form *lætfass*.

Mehrfache Umdeutung erfuhr frz. *cornicule* „Hörnchen". Els. Wtb. (I, 766) bietet die Form „Kornickel" *(khòrnikl)*, die durch die Fixierung des Akzents auf die Stammsilbe zustande kam. Doch wurde der zweite Bestandteil bald als identisch mit dem Eigennamen „Nickel" gefaßt, das unverständliche *khorn* abgeworfen und *nìkələ, nìkəlis* gebildet. Das Wort bezeichnet ein Knabenspiel, in dem der „Kornickel", ein kleines, an beiden Enden zugespitztes Stäbchen, [2]) die Hauptrolle spielt. In meiner Heimat bringt man sich das Wort dadurch näher, daß man den ersten Teil an „Kern" assimilierte. So ergab sich *khę̀vnètəl* oder *khę̀vne'l.*[3])

Frz. *char à bancs* (wagenähnliche Kutsche) wird im Dialekt

---

[1]) vgl. Schweiz II, 1778; Schwäb. 282; Kehrein 202; nach Winteler PBB. XIV, 460 gehört das Wort zu mlat. *hutica*.

[2]) Mit einem kurzen Stock schlägt man auf die Spitze, sodaß es möglichst weit forthüpft. Die Personifizierung des beständig „Hüpfenden" ist echt volkstümlich.

[3]) Andere Namen des bekannten Spiels sind: Kine, Gis, Meckerle, Tscholis, Näpperle (Basel), Mäggele (Schweiz); vgl. auch DWB. IV, 2 1826 unter „hornigeln"; Kehrein S. 201; Stalder II, 238.

zu *šęvpàn*. (Vgl. Autenrieth S. 122; Keiper verzeichnet die Aussprache *šában* in ZfhdMa. III, 311). Zu assimilativer Einwirkung lagen die Lautvorstellungen „Schirr" (Geschirr = *kšęv*) und „Bahn" (= Eisenbahn, vgl. noch „Bahnschlitten") bereit. Die Beziehung tritt im Deminutivum *šęvpænəl* noch deutlicher hervor.

Frz. *comptoir* muß nach den Lautgesetzen des Dialekts zu *khúntwàv* werden. Die Begriffe „Kunde" und „Ware", die sich fast notwendig an diese Lautvorstellungen knüpfen, sind nicht zu heterogen; sie können leicht nebenhergehen und dem Ganzen eine bestimmte Färbung verleihen.[1])

Man kann sich denken, daß das Volk einem Worte wie „korpulent" gegenüber hinsichtlich der Gruppierung ratlos war. Nach Autenrieth wird es durch *kumparent* wiedergegeben, was wahrscheinlich eine Assimilation an *khúmpęv* frz. *compère* Gevatter ist. Diese Gestalt ist ja fast typisch für die gesetzte Wohlbeleibtheit. Fuß (Beitr. z. Volksetymologie S. 7 Progr. Bedburg 1883) erwähnt noch eine andere Anlehnung aus der Gegend von Aachen. Dort sagt man *kröpelent* mit deutlicher Beziehung zu *kroppig* krüppelig (vgl. auch Andressen [6] S. 153). Ähnlich mag auch die Form *kumpabel* statt *capable* zu erklären sein. Orientierung nach *khúmpęv*[2]) ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.[3])

Wenn statt „Uniform" hie und da *Unerform* gebraucht wird, so mag die erste Veranlassung zu dieser Änderung phonetischer Natur sein d. h. das *r* kann sich aus dem Stimmton des vorausgehenden Vokals entwickelt haben.[3]) Später ergab sich sicher auch eine Verschiebung des Vorstellungskomplexes, die dann wieder zur

---

[1]) Über die Begriffsveränderung des schriftsprachlichen Lehnwortes vgl. Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der frz. Fremdwörter im Deutschen. Progr. Realpropymn. Bonn 1884 S. 27.

[2]) Über die gewichtige Rolle, die der *khúmpèv* (Gevatter) im Volksleben spielt vgl. Riehl, Die Pfälzer S. 110. Das Holsteinsche Idioticon von Schütze bucht wohl zuerst (1801) das Wort *capable* in der Form *kumpabel*.

[3]) O. Weiße (ZfhdMa. II, 246) sieht den Vorgang als einen rein lautlichen an; vgl. aber Lenz, Die Fremdwörter S. 13.

Befestigung des durch die erste Lautänderung geschaffenen Zustandes diente. Im Elsaß (Els. Wtb. I, 692) bietet sich die weitere Assimilation „Muniform", die jedenfalls einer Beziehung zu „Munition" ihre Entstehung verdankt und zuerst unter Soldaten heimisch war.

Der Gestellungspflichtige heißt in meiner Heimat allgemein *kắⁿskrìⁿ* (vornehmer *kóⁿskrì*) = frz. conscrit. Die sekundäre Nasalierung des zweiten Bestandteils hat ihren Grund in der assimilativen Wirksamkeit von „grün" = *kriⁿ*. Grün sind ja häufig die Bänder, mit denen diese angehehenden Vaterlandsverteidiger ihre Hüte schmücken. Wie klar man sich dieser Beziehung bewußt ist, geht hervor aus der scherzhaften Nachbildung *kráskrìⁿ* grasgrün, mit der man oft das ausgelassene Treiben charakterisiert. Zu ähnlichen Zwecken wurde sicherlich auch die derbere Ausdeutung *Hundskri* geschaffen (Els. Wtb. I, 451). Um einen unansehnlichen, schwächlichen *consrit* zu bezeichnen, formte man *kắⁿskrìpəl* sozusagen **Cons*-krüppel.

Die Assimilation von frz. *conduite* zu *Kundewitte* wurde schon von Andresen (⁶ S. 146) konstatiert. Als Bedeutung erscheint nassauisch (Kehrein S. 251) „Witz, Klugheit". Pfister (S. 52) deutet es aus als „kundiges, witziges Verhalten". Weiterhin aber tritt das bekannte Dialektwort *Kunde* in den Vordergrund und verdrängt den ursprünglichen Wortgehalt ganz. *Kunde* ist nach Kehrein[1]) „ein pfiffiger Kerl, loser Schalk, der mancher Sache kundig ist, auch der, den man kennt." Wenn diese Vorstellung in das Wort *Kundewitte* hineingetragen wird, dann erhalten wir die elsässische Bedeutung „Flausen, Albernheiten". Bezeichnend für den neuen Wortsinn ist auch die Verdeutlichung: *Kundewiteⁿplän* (Els. Wtb. I, 449).

Ahd., mhd. *hornŭz*, mhd. auch *horniz* „Hornisse" haben in den verschiedensten Dialekten die verschiedensten Assimilationen erfahren. Die Form *hávnèsl*, die heute im Gebiete des Rhein-

[1]) S. 251 Els. Wtb. I, 449 hat auch Kunde = schlechter Kerl. Bayr. Wtb. 1, 1263 = Liebhaber und überhaupt junge, unverheiratete Person. vgl. noch Schweiz. III, 351.

fränkischen vielfach üblich ist, ist schon 1545 gebucht worden.[1]) Eine Beziehung zu „Nessel“ (in dial. *sę̄nèssəl*) ist wohl möglich. Die gefürchteten Stiche der Hornisse haben viel Ähnlichkeit mit dem brennenden Schmerzgefühl, das bei Berührung der Nessel entsteht. Als typisches Unterscheidungsmerkmal wird die Vorstellung „des nesselartig-schmerzlich wirkenden Stechens“ in das Wort hineingedeutet, das trotz des anheimelnden Aussehens von „Horn“ doch völlig undurchsichtig war.[2]) Als eine Abkürzung dieses Wortes stellt sich „Hernsel“ (Kehrein S. 194) dar;[3]) daneben steht „hernselig“ = leicht aufzubringen. Es ist bekannt, daß diese Tierchen dann am gefährlichsten sind, wenn sie gereizt werden. Es wäre aber auch nicht unmöglich, daß der erste Teil an „Herr“ assimiliert ist. Das Volk nennt die Hornisse ja oft auch „Neuntöter“, das ursprünglich wohl nur „einen mit Kraft begabten Menschen bedeutet“ (vgl. ZfhdMa. I, 33, wo diese Bedeutung belegt ist). Im Elsaß sagt man auch „Hornigel“ (*hòrnèjl*), wo die Endung an „Igel“ angelehnt ist. Umgekehrt ist nach „Hornüsle“ els. „Harnussel“ (*hôrnysl*) = Mädchen mit zersaustem Haar gebildet (Els. Wtb. I, 789).

Die „Narcisse“ wird im Munde des elsässischen Volkes zur „Arcise“ (*àrtsîsə*) (Els. Wtb. I, 71). Dies ist wohl ein rein lautlicher Vorgang; denn gerade *n* fällt im Anlaut gern, tritt auch oft sekundär an, eine Verwirrung, die das *n* des bestimmten oder unbestimmten Artikels anstellt.[4]) Autenrieth (Pfälz. Idiot. S. 91) verzeichnet die hübsche Form „Märzisel“ = Gänseblümchen, das doch über *mazîs'l* (vgl. das folgende) auf Narcisse zurückgeht. Die Umdeutung wurde nahegelegt durch „Märzveilchen“.

---

[1]) Ryff, Tierbuch Alberti Magni (Frankfurt 1545) nennt das Tierlein „die gelben Wespel oder Hürnnessel“ S. 298.

[2]) Im Pfälzischen bedeutet übrigens „Hornessel“ nur „Wespe“, während hd. Hornisse durch „Wespe“ oder „Neuntöter“ wiedergegeben wird. Heeger, „Die Tiere im pfälz. Volksmunde“ S. 15.

[3]) vgl. über „Hornisse“ und ihre zur Assimilation herausfodernde Form v. d. Gabelentz, „Die Sprachwissenschaft“ S. 216.

[4]) Solche „falsche Silbentrennungen“ sind besprochen bei: Heeger, Tiere im pfälzischen Volksmunde II S. 10 Anm. 2.

„Matzliebchen" sagt das Volk statt „Maßliebchen" (Autenrieth, Pfälz. Idiot. 92). Durch eine kleine Änderung ergibt sich die Assimilation an „Matz" = „Matthias", gewiß eine begrifflich gelungene Verdeutlichung des Unverständlichen. Nassauisch (Kehrein S. 274 und 276) sind Formen wie: Mazeliebchen, Mazelienchen und Moßlimchen. Das zuletzt erwähnte Wort scheint an „Moos" assimiliert zu sein.

Adjektivische Bildungen zu „scheren" (mhd. *schërn* 1. Sg. Praes. ich schir) haben vielfach eine unglimpfliche Bedeutung bekommen, so besonders in der Vulgärsprache. In meiner Heimat liebt man es, zu Schimpfwörtern „geschoren" hinzuzufügen. Also etwa „du Lausbub, du geschorener". Polle (Wie denkt das Volk über die Sprache?[3] S. 62) kennt „hochgeschoren", d. h. mit einer Tonsur auf dem Kopfe versehen wie ein katholischer Geistlicher, vgl. auch „geschorener Pfaff". In älteren Zeiten bestand übrigens noch die Strafe des Haarscherens. Grimm (Rechtsaltertümer S. 171) sagt darüber: „Zur beschimpfenden Strafe wurde eine Schere getragen, ein Zeichen verwirkten Haarschnittes." Außerdem sind noch in Gebrauch die Adjektiva „schierig" = dumm, rappelköpfisch, grob, unverschämt (Stalder II, 316, 317), „unschir" (unschier) = ungestüm (gleichsam keine Ordnung haltend). Das „un" ist hier jedenfalls als verstärkende Partikel zu fassen, wie z. B. in nhd. „Unmasse", dial. „unbarbarisch" = sehr groß, abscheulich. Pfister (S. 250) bucht neben „unschirig" auch „ausschirig", Kehrein (S. 418 u. 55) neben „unscherig" auch „ausschierig". Pfister erklärt: „Für jemanden, der sich nicht schêren läßt, den man nicht ungeahndet schirt, und daher gerne ungeschoren hält; also mürrisch streitbar. Die Zwiespältigkeit der passiven Bildung ist genau wie bei „ausverschämt" und „unverschämt"". Ein Beweis, wie stark dieser Zusammenhang mit „scheren" noch gefühlt wird, ergibt sich aus Formen, in denen das als bedeutungslos empfundene „un" sich einem den Hauptbegriff ergänzenden Worte assimilieren konnte. Pfälz. (Autenrieth S. 66) erscheint: Haarschirig (*hôr-schêrig*) = ungezogen, vielleicht auch gedacht als „der sich kein Haar nach etwas schert". Zu unterrhein. (Kehrein S. 418) „oscherig" stellt sich pfälz. (Auten-

rieth S. 103) *ôrschêrig*, der sich mit den Ohren um nichts schert, der nicht hört, also „böse“.

Fast jeder Dialekt hat sich das unverständliche *Ameise* nach seiner Weise zurechtgelegt.[1]) Ich erinnere nur an Umdeutungen, wie sie aus der Schweiz verzeichnet sind: Wurmmeise, Harmeise, Harmmäusli, Anbeiße, Handbeißi, Wurmbasle, Bumgeigi, Enggeisle, Amsle (< Amesle) etc. (Schweiz. I, 216, 217). Im Rheinfränkischen begegnen oft Formen, die in der zweiten Silbe sekundäre Nasalierung aufweisen. Ich hörte in meiner Heimat immer *ę̨́ę̨mèns*. Heeger („Tiere im pfälz. Volksmunde“ II S. 15) kennt *iimäns*, Lenz (Vergleichendes Wtb. der neuhochdeutschen Sprache und des Handschuhsheimer Dialekts“ S. 6) *éemens*, Pfister (Nachträge S. 6) (aus Marburg) *Amenze*, Kluge *êmens* und aus Coburg *âmentsn*. Es liegt hier eine Assimilation vor. In meinem Ortsdialekt nennt man eine unruhig umherlaufende, schreiende Kinderschar *krvmę̨́ntsəl*, ein Wort, das lebhaft an das von Stalder (I, 471) notierte „gramseln“ = wirr durcheinanderlaufen (von Ameisen gebraucht) erinnert, das aber in Wahrheit das spezialisierte Deminutiv des S. 49 ausführlich behandelten *Kramanz* ist. Daß diese assoziative Beeinflussung in der Tat stattgefunden hat, zeigen uns andere Lautgebilde, bei denen die Assimilation nicht bei dem Einschub eines *n* stehen blieb, sondern das ganze Wortgerüste umformte. So kommt hess. (Vilmar S. 134) neben *Grameisse* auch *Gramenzel* vor; Pfister (S. 224) kennt noch *Kamenze* und *Ramenze*. Westf. bezeichnet *Amäntsel* eine kleine Ameise, *Kramäntsel* eine große Ameise (From. Zeitschr. M. A. VI, 227).

Andresen ([6]S. 136) bietet „rattekahl, rattenkahl, ratzenkahl“ als Umdeutungen von „radikal“. In der Pfalz sagt man auch *rútsəkhàl*. Hier hat *krutsə* (Kerngehäuse des Obstes, das beim Essen zurückbleibt, daher dial. fig. wertloses Zeug, nhd. Grotzen, mhd. *grütz*, Nebenform zu *grobiz*, *grübiz*, Griebs) assimilativ eingewirkt. Man zerlegt das Wort wohl auch in *rúts un khál*. Das Hennebergische (Schmidt, Westerw. Idiot. S. 160)

---

[1]) vgl. Kluge S. 12; DWB. I. 277; Els. Wtb. I, 37; v. d. Gabelentz, „Die Sprachwissenschaft“ S. 216.

hat *ruppekahl* und *rupskahl*, Bildungen, die wahrscheinlich durch *roppen*, rupfen beeinflußt sind. *Ratəputs*, das Lenz (Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialekt I, 11) anmerkt, erinnert an das von Schmeller ([1]III, 153) aus dem Nürnbergischen angeführte „ratt nichts“, d. i. ganz und gar nichts. Der zweite Teil, der sich leicht zu *putsə* = Grotzen (Lenz, Der Handschuhsheimer Dialekt I. Teil Wörterverzeichnis S. 38) beziehen läßt, gäbe dann die Hauptvorstellung ab. Westf. (Woeste S. 211) *rats af*, rein ab, ganz ab. „Offenbar ist *rats* aus *ratt* schnell bei Pfeiffer Germ. IX: *rad* entstanden; vgl. it. *ratto*.“ *rats,* rascher Schnitt, Riß, in *ênem ratse*, auf einmal, in einem Zuge. Ich möchte doch lieber eine entstellte Form von *radical* als Grundwort für *rats* annehmen.

Das in vielen Bedeutungen belegte[1]) *über-ecks* scheint nach der Schreibung Autenrieths (S. 71 *iwwer-ricks*) als zu „Rücken“ gehörig empfunden zu werden. Wenn z. B. ein Schielender als *iwwer-ricksiger* bezeichnet wird, so wäre die begleitende Vorstellung „der über den Rücken wegschauen will“. Übrigens existiert auch ein mhd. *über-rücke*, über den Rücken hin, rückwärts.

In meiner Heimat hört man sehr häufig die Phrase: Es hat nichts zu gebenedeien (*shot níksəkəpə̀nətá̭ie*) = es hat nichts zu bedeuten. Im *Ave Maria* assimilierte sich das undurchsichtige „benedeien“ begrifflich an „bedeuten“. Die Vorstellung „und bedeutend sei dein Name“ ersetzt einigermaßen den ursprünglichen Begriff. Dies ist die Voraussetzung, die die angegebene Vertauschung der beiden an sich so verschiedenen Verba erklärt. Der Ausdruck wird durchaus nicht immer im Scherze gebraucht, wie es vielleicht zuerst der Fall war.

Unverstandenes „Achat“ mußte sich eine begriffliche passende Assimilation an „hart“ gefallen lassen. So entsteht *hahaart* (Autenrieth S. 61), in dem man nicht ohne weiteres das ursprüngliche Lautgebilde wiedererkennen kann. Im Elsaß heißt eine gläserne Spielkugel *hànât* (Els. Wtb. I, 341), wohl eine Entstellung des nämlichen Wortes.

[1]) vgl. DWB. III, 22 (und II, 529); Schweiz I, 158; Bayr. I, 33; Els. Wtb. I, 27; Kehrein S. 412; Pfister S. 303.

Das in seiner Lautform völlig an deutsche Gebilde assimilierte *Kasseweck*, leichte, anschließende Frauenjacke, ist rum. *caţăveică*, Ärmelleibchen, wie Grigorovitza[1]) feststellt. Siebenb. erscheint *katsa-wăikö*, els. *khàtsəwèika* und scherzhaft *khàtsəwèk* = Katzenweck, das im Els. Wtb. I, 472 noch als russ. bezeichnet wird. Autenrieth will sein *kaseweck* zu *Kasuben* stellen und vergleicht dann weiter ries. *Kassaken* (sp. *casacca*, Mannsrock, it. *casacca*).

Das dem lat. *positura* entsprechende dial. *phoštúuv* Gestalt, Wuchs läßt deutlich Beziehung zu *phóštə* = Pfosten erkennen. So besonders in Redensarten wie „er hat eine feste Positur (*v hot ə fésti phoštúuv)*. Lenz (Fremdwörter I 10) verzeichnet *phuštuuv*, östr. *Pustur;* Schmidt (Westerw. Idiot. 145) und Kehrein (S. 310) buchen neben *Positur* noch *Possetur* und führen als Beispiel an: Die Uhr hält die Possetur d. h. geht eine Zeit wie die andere. Hier hat wohl eine begriffliche Assimitation an *tuuv* frz. *le tour* stattgefunden. Man vergleiche z. B. die im Dialektgebiet übliche Redensaart „in einer Tour fort" = fortwährend. Mentz (Französisches im Mecklenburger Platt und in den Nachbardialekten II S. 21) kennt das Wort auch als Schimpfwort für „alte Jungfer". Außerdem teilt er noch mit, daß es in Schleswig in der etwas abliegenden Bedeutung „verworrenene Situation, Getriebe, Lärm" gebraucht wird. Eine solche Verwendung kann auch nur durch irgendwelchen mir unbekannten associativen Einfluß erklärt werden.

Wenn in der Pfalz statt *mekenik* (< frz. *mécanique* Wagenhemmmechanik) auch *metnik* gesagt wird (Autenrieth S. 94), so ist dies meiner Ansicht nach nicht blos Dissimilation der beiden Gutturale wie Horn (ZfhdMa. I 29) annimmt. Das ist allerdings der Ausdruck für den gewordenen Zustand. Allein die Lautänderung wurde in ihren Anfängen doch wesentlich begünstigt und gefestigt durch die mögliche Beziehung zu „Mitte" pfälz. *met*[2])

---

[1]) Rumänische Elemente und Einflüsse in der Sprache der Siebenbürger Deutschen. ZfhdMa. II, 70.

[2]) vgl. Heeger, Dialekt der Südostpfalz S. 9 und die Dialektproben bei Autenrieth S. 165—197.

Die Hemmvorrichtung ist ja in der Tat in der Mitte des Hinterwagens angebracht. *Metnik* ist nur eine Zwischenstufe zu dem weiter gekürzten *Mick* und spricht gegen die von Veit[1]) versuchte Ableitung des Verbums miga bremsen aus einem konstruierten ahd. **michian idg. *mrekjan.* Eine andere Mittelform zwischen *mécanique* und *Mick* ist *Kanik* (Kehrein S. 215), die noch klarer als die eben besprochene Form die Herleitung von *mécanique* rechtfertigt; denn sie ist doch wohl einfach durch Apherese der ersten Silbe entstanden. Vielleicht trat nachträglich eine scherzhafte Beziehung zu *kann nit* (Kann nicht) ein. Im Schwarzwald (Meßkirch) kennt man noch die Form: *Wickenie* (Lenz, Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialekts I S. 8), die in ihrem letzten Grunde vielleicht auch eine lautlich-begriffliche Wortassimilation darstellt.

Daß *göllekat* ebenfalls nicht nur Dissimilation der zwei Dentale oder Assimilation der Gutturale von „Delikat" ist, wie es Horn (ZfhdM. I 29) hinstellt, geht aus der von Pfister (Nachträge zu Vilmar S. 81) gebuchten Form *göllegatlich* hervor, die er in hochdeutschem Gewande als „güldengattlich"[2]) wiedergibt. Bei der Veränderung hat also sicher die Association an bekannte Laut- und Begriffsgebilde eine bedeutende Rolle gespielt. Ein analoger Fall ist pfälzisch *gogaier* = Tokaier (Autenrieth S. 55); hier liegt aber jedenfalls eine rein lautliche Veränderung (regressive Assimilation) vor.

Der Name des Kanarienvogels wird in vielen Mundarten zu *Canaillenvogel* (Andresen [6] S. 138). Daneben existieren im Elsässischen noch andere assimilierte Formen. So z. B. Kanalvogel *(Khanâlfôkl* und *Khànâlfôwl),* Kanonenvogel *(Khànânəfœjələ)* und Kardinalvogel *(Khàrtinâlərfékələ)* (Els. Wtb. I 100; vgl. Schweiz I 694). Einfaches Kardinali *(Khârtinâli)* (Els. Wtb. I 468) begegnet ebenfalls. Sonst bezeichnet ja Kardinalvogel einen scharlachroten

---

[1]) Ostdorfer Studien I. Heft; vgl. die Besprechung von Meisinger (ZfhdMa. II 284—286 u. IV 375), der diese Tatsache schon richtig hervorgehoben hat.

[2]) hd. „gätlich" sich wohlfügend, passend; Weigand [4] I S. 617, mhd. *getelich, götlich.*

amerikanischen Singvogel *(loxia cardinalis)* (DWB. V 211). In Niederhessen heißt der Vogel *Kalummer Vauhl.* Da *Kalummer* auch bildlich auf ,,gelb'' aussehende Menschen angewandt wird, liegt es nahe, an assimilativen Einfluß von *gël-ammer* = Gelbammer zu denken (Pfister Nachträge S. 124). Der umgekehrte Fall von *Canaillenvogel* ereignete sich in Nassau. Hier konstatierte Kehrein (S. 215) Assimilation von *Canaille* an Kanarie, das einen ,,durchtriebenen Menschen'' bezeichnet.

Das schriftdeutsche Heißhunger wird in einigen Mundarten ersetzt durch ,,Gähhunger'' *(kéehuŋv)* zu mhd. *gâch, gâ* jäh plötzlich ,,ungestüm''. So z. B. in der Pfalz und im Handschuhsheimer Dialekt (vgl. Lenz, Nachträge S. 12). Da das Wort mit einigen Formen des Verbums gehen *(kęi̯ⁿ)* übereinstimmt, so vollzieht man meistens die Gruppierung in diesem Sinne (Andresen[6] S. 132). Das nämliche ist bei ,,Gähzorn'' *(Kéetsàvn)* = Jähzorn der Fall; denn bei Aufwallungen dieser Art ist häufig ein unruhiges Hin- und Her,,gehen'' wahrzunehmen. ,,Gähhunger'' wird nun im Elsässischen fast überall zu *Káhùŋer* (Els. Wtb. I 353), das lautlich zusammenfällt mit den monophonthongisierten Nebenformen von dial. *Gäü* (Gau) = *Káj* und *Ká* (Els. Wtb. I 191). Da nun neben ,,Gähhunger'' noch ein synonymes ,,Landhunger'' vorhanden ist, so dürfen wir vielleicht schließen, daß *Káhùŋər* an *Gäü* assimiliert wurde. War die begrifflich nicht ganz durchsichtige Association fester geworden, so konnte eine analoge Bildung ,,Landhunger'' sich leicht ergeben.

Statt ,,zustipulieren'' d. h. gerichtlich zusprechen (z. B. eine Geldentschädigung) bucht Lenz (Fremdwörter im Handschuhsheimer Dialekt I S. 13) *tsúuštemfliivn,* was er ansprechend durch Anlehnung an *štemfl* Stempel erklärt. Der ,,Stempel'', als das Wichtigste im Aktenstück, hat sich bei der Reproduktion derart geltend gemacht, daß das nicht leicht unterzubringende ,,stipulieren'' darnach umgedeutet wurde, obwohl Stempel namentlich in seiner dial. Form *štemfl* (Lenz, Vergleich. Wtb. der nhd. Sprache und des Handschuhsheimer Dialekts S. 68) doch eigentlich ziemlich weit ablag.

Wortassimilationen mit Begriffsumwandlungen.

Mhd. *bor-büne* „Empore“ wird in meiner Heimat zu „Bortbühne“ *(póvtpì^n*, noch häufiger *póvtpì)*. Im Gegensatz zu dem steinernen Mauerwerk ist dieser erhöhte Raum in der Kirche meist aus Holz d. h. Balken und Brettern („Bort“) hergestellt. Diese Vorstellung wird nicht **nur** durch *Bort* geweckt; mhd. hatte ja auch *büne* noch die Bedeutung „Latte, Brett“ und *bair. bün* ist heute noch „Boden von Brettern in einiger Erhöhung über dem eigentlichen Boden“ (Kluge S. 63). Aber gegenüber *bor* „oberer Raum“ war dies nur eine Nebenvorstellung, die erst nach der assoziativen Veränderung von *bor* den ganzen Begriffsinhalt des Wortes überfluten konnte. Sonst wird auch *bôrbê* verzeichnet (Autenrieth S. 24). Ähnlich wird mhd. *borkirche* pfälzisch *bordkerch* (Autenrieth S. 24), bei Kehrein (S. 89) „Bordkirche“. Andere Benennungen für diesen Begriff sind „Borlaube“ (ostfränk. ZfhdMa. III 115), henneb. „Läbe“, „Porläbe“ = Emporlaube (Schmidt, Westerw. Idiot. S. 145), harzgeb. „Prieche“ (Schmidt, DWB. VII 215 kennt es auch), „Mannhaus“, „weil nur Mannsleute dorthin gehen“ (Kehrein S. 272). „Bordiele“ (Stalder I 205) ist eine analoge Bezeichnung wie *bor-büne*. Schweiz. „Heudiele“ (Stalder I 282) = bair. „Heubün“ (Kluge S. 63) = Heuboden und allgemein „Diele“ = Brett, Bort. Wie mächtig gerade hier die Vorstellung „des aus Holz gefertigten, oft mit einem Lattenverschlag versehenen Bodens“ ist, ersehen wir noch besonders aus der Form „Lettner“ (Stalder II 167). Da auch „Lättner“ gebucht ist (DWB. VI 794), darf das Wort mit Recht als eine Assimilation des lat. Lectorium „erhöhter Lesestuhl“ an „Latte“ angesehen werden. Allerdings wohl kaum lautlich. Vielmehr hat man die durch Assimilation und *n*-Einschub entstandene mhd. Nebenform *lettener* (vgl. Kell-*n*-er und lat. cellarius) schon früh zu *latte* gestellt und *lättner* geschrieben, ohne daß eine merkliche Veränderung in der Struktur des Wortes stattgefunden hätte.

óovrə ist, wie man jetzt annimmt = lat. *orare,* obwohl es nur „vom Beten der Juden gesagt wird".[1]) Die begriffliche Assimilation an „Ohr" brachte, begünstigt durch die eigentümlichen Vorstellungen, die die Unverständlichkeit des jüdischen Gebetes bei dem Volke weckt, eine vollständige Veränderung des Begriffsinhaltes zustande. In meinem Ortsdialekt ist die Hauptvorstellung „beten" verschwunden. Des Wort bedeutet „lange und monoton vor sich hinbrummeln, so daß dem Zuhörer die „Ohren" wehtun" (ähnlich Kehrein S. 298).

Wenn Meisingers (s. S. 29 Anm. [1]) Angabe richtig ist, daß *šuulə* „beten" ein hebräisches Wort ist und *jutəšúul* demgemäß gleichbedeutend mit Synagoge ist, dann liegt in der bekannten Redensart: Da geht es zu wie in der Judenschule *(tóo keets tsùu wíintw jútəšùul)* auch eine Begriffsumwandlung vor. Denn hier hat sich *šúul* dem hd. Schule nach der begrifflichen Seite hin ganz assimiliert.

Das mundartlich häufig gebrauchte *šláumə* ist ursprünglich = Salomon (letzteres sonst auch *šláamə*). Doch hat es in dieser Form seinen Charakter als Eigenname völlig verloren. Kehrein (S. 350) verzeichnet die Bedeutung: glattzüngiger, hinterlistiger Mensch, Meisinger (ZfhdMa. I 175) durchtriebener Mensch, Lenz (Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialektes II S. 6) träger Mensch, Taugenichts. Die assoziative Einwirkung von „schlau" liegt auf der Hand (ZfhdMa. IV 177).

Das anscheinend gemeinfränkische *šlamásl* Unglück, Pech leitet man jetzt von hebr. *schällo'massâl*[2]) ab, während man früher afr. *esclamasse,* it. *schiamazzo* als Grundwort aufgestellt hatte (Weigand II S. 581; Schmeller [2] II 522). Durch die Assimilation an „schlimm" *(šlimásl)* (Autenrieth S. 123; Vilmar 353) erfährt das Wort eine ansprechende Neubelebung seines begriff-

[1]) O. Meisinger, Die hebräischen Fremdwörter der Rappenauer Mundart, ZfhdMa. I S. 175. Vgl. außerdem noch Avé-Lallemant. Das deutsche Gaunertum IV 580; von Grolmann, Wtb. der in Deutschland üblichen Spitzbubensprachen, 52. Früher hielt man das Wort für hebr.

[2]) Els. Wtb. I S. 717; vgl. außerdem Weiß, „Das Elsäßer Judendeutsch" im Jahrb. f. Gesch., Sprache und Lit. Elsaß-Lothringens XII 158.

lichen Gehaltes. Kehrein (S. 348; vgl. Vilmar 352; Westerw. Idiot. S. 185) bucht bei *Schlamassel* noch die Bedeutung „Zusammenfluß von allerlei Dingen besonders Unrat“ und konstatiert demgemäß auch in dieser Form eine „Anspielung auf Schlamm“. Firmenich (Germaniens Völkerstimmen 2, 89) gebraucht das Wort auch in der Bedeutung „Menge“, was den assoziativen Einfluß von „Masse“ erkennen läßt.[1])

„Sich genieren“ *(sιχšənîirə)* ist im Fränkischen gang und gäbe. Daneben konnte sich in meinem Ortsdialekt das lautlich anscheinend zu diesem Verbum gehörige *šənərés* (frz. généreux) in seiner heterogenen Bedeutung nicht aufrecht erhalten. Der assoziierte Begriffsinhalt von *sιχšənîirə* ist ohne weiteres für den ursprünglichen eingetreten in Phrasen wie: *„ιχ pìn sou šənərés“* = ich geniere mich so sehr. Als Adjektive gebraucht man sonst die Neubildungen schenierlich, schanierlich (Mentz, Franz. im Mecklenburger Platt II S. 26); *šənant* = blöde (Lenz, Fremdwörter S. 20).

Statt „Tulpe“ heißt es im älteren nhd. noch *Tulipan* (it. *tulipano,* zu türk. *dulband* „Turban“).[2]) Im südlichen Rheinfränkischen ergab sich leicht Assimilation des zweiten Teils an Bohne *(pǫ̂ǫn,* bei Heeger [Der Dialekt der Südostpfalz I S. 10] sogar *baan),* während *Tuli-* zu *Tolle (tholə)* wurde. V. d. Gabelentz (Die Sprachwissenschaft S. 215) sagt über solche durch Assoziation hervorgerufene Zerlegungen: „Das Gefühl vom Werte der Einzelteile wird so oft befriedigt, daß es nachgerade fordernd auftreten kann, sich nicht beruhigt, wo die Etymologie verhüllt ist, und dann wohl umgestaltend den Tatbestand ändert, um Klarheit zu schaffen.“ Kehrein (Anhang S. 63) hat *Dollebam* und *Tollebohne* noch in der Bedeutung „Tulpe“. In meiner Heimat dagegen wurde der assoziierte Begriff „Bohne“ vorherrschend, und die

[1]) Crecelius, Oberhess. Wtb. II 734 erklärt: Der erste Bestandteil ist entstelltes „schlimm“, der zweite *chald. massâl* Stern, Glück; vgl. noch Avé-Lallemand, Das deutsche Gaunertum IV 571.

[2]) Vgl. die interessanten Bemerkungen, die O. Weiße, „Ästhetik der deutschen Sprache“ S. 118 über die Bedeutungsentwicklung dieses Wortes macht.

eingedeutschte Form zur Bezeichnung einer besonders üppigen, blütenprächtigen Bohnenart verwandt. Sogar das auf den ersten Blick befremdende „toll“ kann sich hier leicht in den Begriffszusammenhang einfügen. Es ist die „toll“ wachsende Bohne. Im Elsaß (Els. Wtb. I 213) findet sich auch *Gulipa (Kylipâ)* = Tulpe und Klatschmohn als Nebenform zu *Tulipa (Tylipâ)*. Eine Beziehung zu els. *gulli* „Hahn“ wird besonders durch neugewonnene Bedeutung „Klatschmohn“ nahegelegt. *Gullegulle Rotznas* (Els. Wtb. I 212) heißt ja der Fuchsschwanz, „eine Zierpflanze, deren rispenähnlicher, nach oben zu umgebogener und herabhängender Blütenstand eine gewisse Ähnlichkeit hat mit dem Fleische am Oberschnabel des Truthahns“.

Das von Andresen ([6] S. 263) schon erwähnte „Schlemihl“ wird durch Weigand (II 587) von hebr. *schlumîêl* abgeleitet mit der ursprünglichen Bedeutung „gleichgültig-lässiger, viel ertragender Mensch, dann Pechvogel“. Dem Original am nächsten stünde, wenn Weigand recht hat, das von Kehrein (S. 348) gebotene *Schlummil*. Als assoziativ verändert erweist sich *Schlammil* ein schlampiger Mensch (Pfister S. 251), nach Kehrein (S. 348) zu *schlamm* = *schlamp*.[1]) Assimilation an „schlimm“ hatte eine Verschlechterung der Bedeutung zur Folge; so bezeichnet dann *schlimmiel* einen „verschmitzten Menschen, dem nicht zu trauen ist“ (Bayr. Wtb. [2] II 522).

In der Pfalz nennt man das Birschen des Einzelnen, der das Wild mit Hilfe des Hundes selbst aufspüren muß (im Gegensatz zur Treibjagd), *pušiirə* = buschieren. Adelung bietet *bürschen* statt mhd. *birsen* (zu afr. *berser*) und zwar in der Bedeutung „schießen“ (Bayr. Wtb. I 280, 281). Diese Schreibart mit

---

[1]) DWB. IX 433, wo aber anscheinend nhd. Schlamm als Beziehungswort angenommen wird. *Schlamp* (> *schlamm*) ist aber meiner Ansicht nach nichts anderes als das unorganisch nasalierte *schlapp* in schlappen = los, locker sich bewegen. Daher *schlamp* unordentlicher Mensch, der sich überall gehen läßt; vgl. *Rappes* und *Rampes* S. 14; außerdem Pfaff, PBB. XV 188, 189, der das häufige Vorkommen dieser Erscheinung (sec. Nasalierung) gerade in den fränkischen Mundarten konstatiert. Kluge [6] 340 will „schlampampen“ zu „Schlamp“ und dieses zu „schlemmen“ stellen.

ü läßt vielleicht schon eine Beziehung zu Busch erkennen. Das relativ seltene, nicht ganz verständliche Wort wurde dann im Rheinfränkischen nach der bekannten deutschen Manier[1]) mit der romanischen Endung — ieren geschmückt und später die Assimilation an das lautlich anklingende „Busch, Büsche" vollzogen. Die begriffliche Färbung, die die neu assoziierte Vorstellung hereinbrachte, zeigt sich darin, daß das Wort hauptsächlich von der Waldjagd gebraucht wird. Kehrein (S. 101) hat „buschieren" = die nicht am Spalier gezogenen Obstbäume beschneiden, ein Wort, das jedenfalls von dem eben besprochenen zu trennen ist.

Interessante Assimilationen stellten sich bei dem ahd. *trësochamara,* mhd. *trëse-, trise-kamere* ein. Eine rein lautliche Variante ist schweiz. (Stalder I 305) Dristkammer = Sakristei (Ort, wo Kostbarkeiten aufbewahrt werden, frz. *trésor*).[2]) Nass. erscheinen die assoziativ zu „Preis" und „Priester" gezogenen Umdeutungen *Preiskammer* und *Priesterkammer* = die Sakristei, worin die „preis"-würdigen Sachen, die „priester"lichen Kleider usw. sind (Kehrein S. 312). Pfälz. (Autenrieth S. 108) *Presskammer* ist nur eine Entstellung von *Preiskammer.* Hamann (Kreuzzug der Philologie S. 143) legt sich Dreßkammer als „Tröstkammer" zurecht (Sanders I 859). Bei Dreßkammer vergleicht Sanders engl. *to dress* sich ankleiden, rüsten und erwähnt noch als Nebenformen „Dräskammer" und „Drischkammer".

Pfälz. (Autenrieth S. 77) heißt die Mispel auch *Kneschbele. Mespila* wurde zuerst durch den assimilierenden Einfluß einer vorausgehenden unbestimmten Artikelform zu *nespila* (Horn, W., Beiträge zur deutschen Lautlehre S. 34 ff.), das sich in einem

---

[1]) vgl. hierüber Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der frz. Fremdwörter im Deutschen, Progr. Realprogymn. Bonn 1884 S. 12; Mentz, Frz. im Mecklenburger Platt und in den Nachbardialekten II 32. Mentz beweist an der Hand vieler Beispiele, daß diese Entgleisung des deutschen Sprachbewußtseins nicht nur in der Kanzleisprache, sondern auch in den Dialekten vorkommt. Das Beste darüber hat übrigens schon vorher J. Grimm gesagt in einem Aufsatze: „Über das Pedantische in der deutschen Sprache." Kl. Schr. III 343ff., 354ff.

[2]) Weitere lautliche Abweichungen sind konstatiert in den betr. Artikeln des DWB. III 452; Bayr. Wtb. I 675; Vilmar S. 78.

dialektischen **nĕšpəl* fortsetzen würde. Durch Assoziation mit dem lautlich so nahe liegenden Deminutivum von *Knospen knĕšpələ* wurde ein von dem ursprünglichen grundverschiedener Vorstellungsinhalt zutage gefördert. Lenz (Vergleichendes Wtb. der nhd. Sprache und des Handschuhsheimer Dialekts S. 47) verzeichnet statt Mispel *wešpl*, das Horn (Beiträge zur deutschen Lautlehre S. 34 ff.) rein lautlich erklärt und zu analogen Fällenwie *wapm* (westböhm.) „Mappe“, „Ortsmappe“. *warmel* (elsäss.) < *marmel* stellt (vgl. ZfhdMa. I 30).

Wenn man annimmt, daß im Elsaß die *Laterna magica* in französischer Lautgestalt zuerst auftrat, dann konnte zu dem zweiten Bestandteil *magique* sich leicht das geläufigere „Maschin“ associativ hinzugesellen. In „Laternemaschin“ (Els. Wtb. I 622) haben wir das Muster einer Wortassimilation mit Begriffsumwandlung. Wir haben hier ein neues „einheitliches Laut- und Begriffsgebilde“ vor uns, in dem die vollziehbaren Vorstellungen „Laterne“ und „Maschine“ das Wesen der *Laterna magica* dem Verständnis des Volkes erfolgreich näher bringen.

Das mhd. *galitzenstein* leitet man namentlich auf Grund eines in Urkunden (vgl. Schmeller, Bayr. Wtb. ² I 889) zu findenden gleichbedeutenden mlat. *castilogalce* aus „Galizien“ und „Kastilien“ ab, da das Kupfervitriol aus Spanien eingeführt zu sein scheint (DWB. IV 1 1180). Schon bei Schmeller ist die verkürzte Form „Galizel“ an erster Stelle angegeben. Martin und Lienhardt (Els. Wtb. I 210, 29) buchen neben *Galitzel* die Entstellungen *Alitzel, Kalitzel, Kanitzel, Karlitzel* und *Karnitzel*. In der Pfalz (Autenrieth S. 73) kennt man nur die Form *Karnitzel* = Kupfervitriol. „Das Saatkorn wird in einer Lösung desselben eingeweicht, um den Brand zu verhindern.“ Die an „Korn“ (dial. *Khǫrn*) und „nützen“ (dial. *nītsə*) assimilierte Lautform stellt nach der begrifflichen Seite eine dem Wesen des Galizensteins völlig entsprechende Umwandlung dar. Autenrieth dachte an etymologischen Zusammenhang des Wortes mit ostfries. *Karnüutje*, götting. *Karnûte*, Spießgesell. Pfister (Idioticum von Hessen durch Vilmar und Pfister; erstes Ergänzungsheft S. 12) gibt ein Wort *Galitzchen* = Lakritz an, das

aber jedenfalls nur eine durch Metathese entstandene Nebenform zu „Lakritz“ ist.

Frz. *brutal* existiert bereits im 17. Jhdt. in der nhd. Schriftsprache (Weigand I 277). 1800 tritt es in dem „Holsteinischen Idiotikon“ von Schütze als *bredaal* auf (Mentz, Frz. im Mecklenburger Platt II S. 6). Kehrein (S. 93) kennt *bredâl* = grob, Lenz (Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialekts I S. 10) *prətaal* „roh“ „brutal“, Mentz (Frz. im Mecklenburger Platt I S. 14) *bretal* und *brutal*. Autenrieth (S. 25) verzeichnet die Redensart *brädal* (aus *brutal*) *pratschle* = weit und „breit“ unverschämt erzählen. Der unbestimmte Gleitlaut ə, wie er z. B. in *prətáal* auftritt, ist hier, jedenfalls durch den Einfluß des Wurzelbetonungprinzips, zu dem Vollvokal *æ* geworden; dadurch ergab sich weiter assoziative Beziehung zu breit (dial. *præt*), die in der Bedeutung des Assimilationsproduktes energisch zum Ausdruck kommt. *Bretal* wird nach Mentz (Fr. im Mecklenburger Platt I S. 14) auch zu *perdal* und dieses „mit Anklang an *dull* zu *perdollsch* ungeschickt, dummm, verrückt“. In Pommern bildet man sogar *unperdolsch* ungefügig.

Riehl (Die Pfälzer S. 278) sagt einmal: Der Pfälzer weiß durch Kraftworte seine Gedanken so recht „worzweg“ (von der „Wurzel weg“) ans Licht zu stellen. Man sieht, fährt der bekannte Kulturhistoriker fort, daß der Pfälzer hier eine provinzielle Verdeutschung für ein Wort hat, welches wir schriftdeutsch gar nicht übersetzen können, für das Wort „radikal““. Riehl täuscht sich aber, wenn er das Wort zu „Wurz“ = Wurzel stellt. Schon Schmeller (Bayr. Wtb. II 1015) brachte „wurz-ab“ und „wurzweg“ (z. B. *„Hat eəm's Orwaschl wurzweggə ghaut“*) in Verbindung mit *murz-ab, murzauseinander* (Franken) ganz und gar ab, entzwei. „Worzweg“ *(wǫ̂vtswek)* ist in der Tat nur das geschickt und sinngemäß an *wurz(el)* assimilierte *murz-weg*. Mhd. *murz* bedeutet „Stummel“, *den murz sagen* wäre dial. „es worzweg sagen“. (hochd. stünde „kurzweg“, das vielleicht auch irgendwie hereingespielt hat); *murzes* gen. adv. gänzlich. Hans Sachs (Bayr. Wtb. II 1015) schreibt *mortes ab* und *mords ab,* was vielleicht durch eine lateinische Reminiszenz veranlaßt wurde. In Tirol ist *murz-*

awek ebenfalls gebräuchlich. Was die Etymologie anlangt, so hat Winteler[1]) über die weit verzweigte und vielfach variierte Wurzel *mug* bez. *murc* ausführlich gesprochen. Zu dieser Sippe gehört unter anderm z. B. nhd. „morsch“, das els. (Els. Wtb. I 713) noch advervialiter = „plötzlich und vollständig ab“ gebraucht wird.[2])

Mhd. *lancwit* wird nhd. Langwiede (DWB. VI, 185). „Das lange Holz, das Vorder- und Hinterwagen verbindet.“ Ich hörte das Wort immer in der Form *láŋmìt*. Das undurchsichtige *wit* mußte das Feld räumen vor dem anklingenden *mit* = Mitte das dem nichtssagenden Wortinhalt eine begrifflich völlig entsprechende Vorstellung zuführte. Autenrieth (S. 85 u. 87) notiert noch *lankert* und *langgert* und deutet es als „lange Gerte“, ebenso *lenkert*. Vilmar (S. 237) ist der Ansicht, daß auch „Langwagen“ nur eine Entstellung von *lancwit* ist. Kehrein (S. 255) hat sehr interessante Nebenformen: *Langwitt, Langwed* (Vilmar: *Langwêd*), mit unorganischem *r Langwert*. Da *wert* aber ebenfalls nichts besagte, deutete man es um zu *fert*. Die Assoziation mit „fahren“ war ja leicht vollzogen. Daraus flossen dann *Langfort* und *Langfurt*, die nur unbestimmte Vorstellungen wecken können. Das nämliche ist der Fall bei dem direkt aus *Langwert* entwickelten *Langbär*. Verkürzte Formen sind *Lampert, Lamprich, Lampel, Lampri, Lämpe,* Vilmar (S. 237) *Lämber*. Der erste Bestandteil ist assimilativ verändert in *lant-wit*[3]) und nordallem. (ZfhdMa. II, 327) *landwiit*.

Ein schon in mhd. Zeit vielfach verunstaltetes Wort ist „Unschlitt“, Formen wie *unsliht* lassen uns vermuten, daß hier schon eine associative Beeinflussung stattgefunden hat. Dazu

---

[1]) Über die Verbindung der Ableitungssilbe got. *-atj-*, ahd. *-azz-* mit guttural ausgehenden Stämmen resp. Wurzeln. PBB. XIV S. 464, 465.

[2]) Kluge S. 273 nimmt eine Verbalwz. ***murs*** an, die aber Formen mit *k* wie pfälz. *ápmǫ̀ɒksə* und *maríkslə* = töten nicht erklären kann; vgl. noch DWB. I 2728; Weigand II 138.

[3]) Els. Wtb. I S. 762. Das els. kennt noch *Lambit* (I, 588) und *Landswick* (I, 595), die aber erst in dem erwarteten zweiten Teil des Els. Wtb. unter (*Lang*) *wid* im Zusammenhang behandelt werden.

bietet sich wie von selbst mhd. *ingeslehte*, Eingeweide, „eigentlich das Erschlachtete, beim Schlachten Gewonnene" (vgl. Lenz, Der Handschuhsheimer Dialekt. I. Wörterverzeichnis S. 19). Vielleicht ist auch in spätmhd. Zeit in md. Mundarten das nhd. „Licht" herausgehört worden. In der heutigen dialektischen Verwendung (*inšliχt* pfälz.) tritt diese Beziehung klar zutage. Das Wort bezeichnet hier nicht nur den Talg als Masse, sondern auch das einzelne Talg„licht".[1])

Ráupàuts ist ein auf rheinfränkischem Gebiete häufiges Wort. Es dient zur Bezeichnung eines groben, ungeschliffenen Menschen (Autenrieth S. 113; Lenz, Der Handschuhsheimer Dialekt I. Teil S. 40). Adj. *ráupàutsιχ*. Ich glaube, daß das Wort die Fortsetzung von mhd. *rambûzen* = wild umherspringen ist. Diesem Verbum am nächsten steht schweiz. (Stalder II 252) *rabautzen*, auffahrend und rasch, reizbar und empfindlich sein. Der zweite Bestandteil hat sich assimiliert an *bautschen, bautzen*, bellen (Stalder I 149). Das Wesen eines solchen *Rabautzen* vergleicht man ja in der Volkssprache gern mit dem Kläffen eines bissigen Köters. Schmeller (Bayr. Wtb. [2] I 315) bietet *bauzen*, knolliger, im Wachstum zurückgebliebener Mensch. Weiter entfernen sich schon schles.[2]) *rabazen*, rhein. (Kehrein S. 319) *rabâschen*, oberhess. (Crecelius II 672) *rabastern, rambastern*, geschäftig sein, sich rühren; zanken, streiten. Bayr. (Bayr. Wtb. [2] II 5) *rabatschen* „Spottbenennung einer ältlichen Weibsperson", hess.[3]) *Rabbas* „Scherzbenennung einer unruhigen, arbeitsseligen Frauensperson" gehören auch hierher. Es ist aber nicht meine Aufgabe, all diese lautlichen Varianten zu erklären. Vielmehr gilt es, eine Brücke zu schlagen von schweiz. *rabautzen* zu rheinfr. *ráupàuts*. Die Wucht der Stammsilbenbetonung machte aus dem ersten Teil *ra-*

---

[1]) Schweiz. I, 348; Schwäb. 525 kennen *Unschlicht* und *Inschlicht*; vgl. els. *Unschlittliecht* „Talglicht", Els. Wtb. I, 555.

[2]) Weinbold, Beiträge zu einem schlesischem Wtb. II, 75; nordböhm. *rabatzen*, sich balgen, MA. II 237.

[3]) Vilmar S. 311. Aber Pfaff (PBB. XV 189) kennt das nasalierte *rappes* (als *rampəs, rampas*) auch in der Bedeutung „Grobian". Es wäre nicht unmöglich, daß beide Wörter identisch sind; vgl. S. 14.

„eine schwere Silbe, der wir stofflichen Inhalt beizumessen pflegen" (v. d. Gabelentz, „Die Sprachwissenschaft" S. 216). Die durch den Diphthong der zweiten Silbe begünstigte Assimilation an „rauh" (dial. *ráu̯x*, mhdl. *rûch*) bewirkte im Verein mit dem allgemein verständlichen *páu̯ts*, daß eine vollständige Begriffsumwandlung eintrat. Die Umdeutung *ráu̯pàu̯ts* kommt fast einer onomatopoetischen Neubildung gleich oder, anders ausgedrückt, sie leitet suggestiv zu dem neuen Wortinhalt „Grobian" hinüber.

Das alte Gerichtswort got. *wrôhs*, mhd. *rüege*. das 1. die gerichtliche Anklage, 2. das Vergehen, 3. die Strafe, 4. das Gericht bezeichnet (Bayr. Wtb.² II, 77), ist noch in vielen Mundarten lebendig (vgl. D.W.B. VIII, 1410; Kehrein S. 333). Autenrieth (S. 117) bucht *waldrû*, Forstfrevelstrafe. Der zweite Teil fällt also lautlich zusammen mit *rûu* (auch *rûux*) „die Ruhe". Ich bin der Ansicht, daß das Volk in diesem Falle die Assimilation an „Ruhe" auch begrifflich vollzieht, um das alte *rueg* (hd. erscheint hie und da noch *Ruggericht* als offizieller Ausdruck vgl. die württembergischen Ortspolizeiverordnungen) verständlich zu machen. Die „Rüge" dient ja dazu, „Ruhe" im Walde (oder Felde, vgl. *Schützruh*) zu schaffen.

Schmeller (Bayr. Wtb.² I 540) verzeichnet als pfälzisches Schimpfwort *ê˜dermig*, ein dürrer, schmächtiger Mensch, der gleichsam nur einen Darm hat. Grimm (DWB. III, 162) kennt „eindärmig". In meiner Heimat empfindet man den Zusammenhang mit *Darm* nicht mehr. Das Wort lautet heute *éetæ̀vmliχ* mit Denasalierung und Einschub eines *l*. (Lenz[1]) bietet noch *aaⁿ-tærmlic*). Der Vorstellungsinhalt des Wortes ist ein anderer geworden. Das unorganische *l* zeigt uns, daß eine Assimilation an dial. *tǫvmlə* = mhd. *turmeln*, taumeln bezw. an *tævmlıχ* = *türmelic*[2]) stattgefunden hat; bei Autenrieth (S. 32 u. 35) steht *dermelich*, **dormelich* = schwindelich, wirr im Kopfe, ungeschickt, mit der

[1]) „Der Handschuhsheimer Dialekt". Nachtrag. Prog. Gymn. Heidelberg S. 1.

[2]) Über *ü* + *r* = *æ*; vgl. Heeger, „Der Dialekt der Südostpfalz" I S. 12; vgl. noch ZfhdMa. IV, 172.

Ableitung von lat. *dormire.*[1]) Die Schimpfe besagt also heute: Schwächling, der sich kaum auf den Beinen halten kann, der hin und her taumelt.

Zu der von Andresen ([6]S 168) bereits gebuchten Umdeutung von lat. *suada*, Überredungsgabe[2]) zu *Schwarte* ist noch eine interessante Stelle aus den „Nachträgen zu Vilmars Idiotikon" von Pfister (S. 272; vgl. noch ZfhdMa. IV, 178) anzumerken. „Heute läßt das sprachliche Gefühl gar nicht mehr den Gedanken an die Rede, sondern eben an die Lippen aufkommen. Mindestens hatte ich als Kasseler Junge immer an eine richtige Schweine-Schwarte gedacht." Aus dem ursprünglichen Abstraktum *Suada* ist also ein recht vorstellbares Konkretum geworden, ein Beispiel, daß uns ganz vorzüglich lehrt, wie das Volk Begriffe, die ihm ferneliegen, den geläufigen Vorstellungskomplexen assimiliert.

Frz. *pendeloque* wird bei lässiger Artikulation ohne weiteres zu *pàmpəlókə, pámpəlòkə, pámplòkə,* nach Lenz („Die Fremdwörter im Handschuhsheimer Dialekt" I 18) *pl.* lang herabhängende Ohrringe; „mit Anlehnung an *pampln,* baumeln", nach Autenrieth (S. 16) = doppelte Ohrringe gleichsam *bambellocke.* Assoziativ haben zu dieser Umgestaltung beigetragen Wörter wie *ǫvpàmpəl* Ohrring (Autenrieth S. 103 hat *ôrbambel*), *bambelcher* Ohrgehänge, Ohrringe mit Bambelchern (Kehrein S. 59). Das Fremdwort hat also in neuem, deutschen Gewande seine Auferstehung gefeiert. „Die bammelnde (gebogene) Locke" ist eine treffliche, durch lautlich-begriffliche Wortassimilation entstandene Neuschöpfung des Vorstellungsinhaltes.

„Ruinieren" scheint schon nach einem Lautgesetz des Dialekts einen hiatustilgenden Konsonanten[3]) zwischen den beiden vortonigen Vokalen zu verlangen, vgl. *Violine* = *fìχəlín* < *fii̯əlín, violett* = *fìχəlét* < *fii̯əlét* und S. 68 *špiəníirə* > **špii̯əníirə* > **špıχəníirə*

[1]) Die unmögliche Ableitung von „eindärmig" aus franz. *endormir* mußte auch durch Andresen ([6]S. 121) schon abgewiesen werden.

[2]) vgl. Lessing, Hamb. Dram. 33 St. „blühende *Suada* auf ihren Lippen".

[3]) Von einem hiatustilgenden *r* und *n* im bayr. und allem. spricht ausführlicher Paul in „Prinzipien der Sprachgeschichte" [3] S. 97.

> *spikənīirə* = spionieren. Durch assoziativen Einfluß von *'rúm* = herum (in Wendungen wie *sis̆ rúm* = es ist vorbei, es ist zu Ende) wurde die organisch entwickelte Schwellform **ruwənīirə* (Lenz, [Die Fremdw. im Handsch. Dial. I S. 11] vergleicht *khuntəwite* < la conduite, *féprvwaa* [ältere Form] < Februar, *janəwaa* < Januar, *luwīis* < Luise) zu *rumənīırə*. Die volkstümlichen Vorstellungen bewegen sich also etwa in der Linie: Was „rumeniert" ist, mit dem ists „'rum", d. h. mit dem ist nichts mehr anzufangen. Pfälz. ist *rumənīırə* gebräuchlich. Schöner (Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod (Oberhessen), ZfhdMa. III 242) bietet: *fęa romenían* = *verruinieren, Fuß („Beitr. z. Volksetymologie", Progr. der rheinfränk. Ritterakademie zu Bedburg 1883) als niederrhein.: „(ver)rommeniere", das als ein Herumwerfen aufzufassen sei, Florax („Franz. Elemente in der Volkssprache des nördlichen Roergebiets", Progr. Realprogymn. Viersen 1893) *veroneweere* < **ruwinieren*. Nicht zu verwechseln damit[1]) ist ein in ndd. Mundarten vorkommendes *ruminieren* = nachdenken, das frz. *ruminer* wiederkauen und fam. hin- und her überlegen entspricht.[2])

Andresen [6] S. 276 erwähnt die Anlehnung von *Vormund* an „Mund". Im Pfälzischen geht die Assimilation noch viel weiter. Schon in mhd. Zeit wird dem Worte *-er* angehängt, um es deutlicher als nomen agentis erscheinen zu lassen. *Vormunder* mit Umlaut **vormünder (vormünde* = *vormunt* ist überliefert) ergibt dial. **vǫvmìnv,* eine Form, deren nachtoniges *i* um so leichter über *ə, e* zu *æ* werden kann, als sich in Gedanken eine Assoziation an *man* fast unwillkürlich einstellt. Der Begriffsinhalt des Wortes konzentriert sich natürlich vorzugsweise in „vor", doch bildet die assoziierte Begleitvorstellung *man* eine sinngemäße Ergänzung (Autenrieth S. 148 notiert *vormänner).*

---

[1]) Die Form *rungenieren* = ruinieren zu *runger* = herunter hatte schon Andresen [6] S. 132 besprochen.

[2]) Besonders aus Fritz Reuters Werken häufig zu belegen, vgl. z. B. Wismarer Volksausgabe III. 12. 57. Doch auch sonst in familiärer Rede z. B. R. Wagner an Mathilde Wesendonk (hrsg. v. Prof. Dr. W. Golther) Brief 61 S. 110.

Statt „nichtsnutzig“ [1]) habe ich in meiner engeren Heimat sehr häufig *níkskùtsıχ* gehört (Autenrieth S. 100 gibt *nigut* und *nigutig*). Man wäre leicht versucht, hier nur Dissimilation der Dentale anzunehmen. Allein ein „nichtsnutziger“ Mensch ist auch „zu nichts gut“ (vgl. engl. *good for nothing*). Begünstigt vielleicht durch das Wort „Tunichtgut“ kam diese Begriffsassoziation in einer an *gut* assimilierten Eigenbildung zum Ausdruck.

Die Umdeutung von „Christmette“ zu „Christmitte“ *(Krištmitə)*, der in meinem Ortsdialekt allein üblichen Form, vollzog sich wohl unter dem Einfluß der veränderten Verhältnisse. Diese Messe in der Christnacht findet ja im Süden um 12 Uhr statt. So mußte mit der Zeit der in (hora) *matutina*, mlat. *mattina*, ahd. *mettina*, mhd. *mettene*, *metten* liegende Begriff der „Frühmesse“ aus dem Bewußtsein schwinden. Die „Mitte“ der Nacht aber und die Einzigartigkeit der „mitter“nächtigen Feier wurden schließlich ausschlaggebend bei der begrifflichen Neubelebung des unverständlichen Wortes. Was die lautliche Seite der Assimilation angeht, so kam die Tendenz der Mundart, das *i* offen zu artikulieren, ja bis *e* herabsinken zu lassen (vgl. Heeger, „Der Dialekt der Südostpfalz“ S. 9 § 8 und S. 31 § 51 a), einer solchen Assoziation entgegen.

Wie Entlehnungen aus dem hochdeutschen Wortschatze den gewohnten Vorstellungskreisen assimiliert werden, zeigt das von Autenrieth (S. 143) verzeichnete *uffenthaltlich*. Dies ist nichts anderes als das in die Volkssprache übersetzte „auffallend“; denn das letztere war völlig ungeeignet, den Begriff des Ungewöhnlichen wiederzugeben. Wenn die Leute etwas Außergewöhnliches sehen, so „fällt es ihnen nicht auf“, sondern sie „halten sich auf“, um nachzuschauen, was „los ist“.

„Strapazieren“ wird im Munde des pfälzischen Volkes zu „strapplezieren *(štràplətsíirə)*. In sehr anschaulicher Weise werden die verwandten Begriffe „strampeln“ und „zappeln“ in das undurchsichtige Worte hineingehört.

---

[1]) Beachte die umlautlose obd. Form. Bei Kramer, teutsch-ital. Wtb. 810b findet sich nichtsnütz.

Daß die im Rheinfränkischen geläufige Verbindung *aut* oder *naut* (eigentlich entweder „etwas oder nichts"; vgl. DWB. I 1044 und Weigand I 120, 121) von den gebildeten Ständen oft in der lat. Verkleidung *aut—aut* angewendet wird, berichtet Andresen ([6] S. 149). In der Pfalz gibt man dieser Redensart oft dadurch einen vorstellbaren Inhalt, daß man an *aut* ein unorganisches *h* anfügt. Die Idee, daß man eventuell „Haut" lassen muß, ist sehr gut geeignet, der gestellten Alternative „entweder — oder" durch einen nicht mißzuverstehenden Ausblick den nötigen Nachdruck zu verleihen.

Das in rheinfränkischen Gauen häufige „Schnurrant" = Possenreißer, Gaukler (Über die eigentümliche Bildungsweise des Wortes handelt das DWB. IX 1413; ferner besonders Weigand [4] II 625 und Bayr. Wtb. [2] II 580) hat nach Kehrein (S. 353 und S. 349) die Nebenformen: „Schlorrant" und „Schlarrant". Ersteres läßt assoziativen Einfluß von „Schlori, Schluri (Kehrein S. 355) = ein in Gang und Kleidung nachlässiger, dabei meist einfältiger Mensch vermuten. „Schlarrant" stellt sich unmittelbar zu „schlarren" (Kehrein S. 349) = plärren, laut schreien (Bayr. Wtb.[2] II 532 bietet „Schler" Maul). Wenn man sich der überlauten Art erinnert, in der diese Leute z. B. auf den Jahrmärkten tätig sind, dann wird man wohl zugestehen müssen, daß diese Assimilation auch in begrifflicher Hinsicht adäquat ist.

„Das war eine harte Schur" *(tès iš əmolə áʋχi šúuʋ kəwę̀st)* sagt in meiner Heimat der Arbeiter nach einem beschwerlichen Tag, an dem er sich sehr anstrengen mußte. Das frz. *jour* hat sich an „Schur" = Schererei angelehnt und infolgedessen das weibliche Geschlecht angenommen. Weiterhin aber wird das Wort durch den mit der Lautform assoziierten Begriff so umgestaltet, daß Wendungen entstehen wie: das war einmal eine Schur *(tés iš əmolə šúuʋ kəwę̀st)*, aber in der nämlichen Bedeutung wie oben. Da der Begriff der „Tages"arbeit (vgl. Kehrein S. 370) noch deutlich zum Ausdruck kommt, geht es nicht an, das Wort mit dem deutschen „Schur" (vgl. Weigand II 651) zu identifizieren. Allerdings könnte auch umgekehrt „Schur" durch frz. *jour* begrifflich beeinflußt sein.

Das frz. *bastringue* „Schenkentanz, Kneipe" wird in Speier noch angewendet in der eingedeutschten Form *basstränk.* Es bezeichnet hier ein Tanzlokal (Autenrieth S. 17). Eine merkliche Lautassoziation ist eigentlich nicht zu konstatieren. Vielmehr ergibt sich das angegebene Wortgebilde unmittelbar bei deutscher Betonung und breiter dialektischer Aussprache. Um so reicher sind die Assoziationsmöglichkeiten, um so radikaler die Begriffsumwandlung, die sich beim Hören dieser so deutsch klingenden Form ergeben muß. Der „Baß" als die anerkannte Hauptperson repräsentiert das Musikantenkollegium, das wegen seines unlöschbaren Durstes (daher „Tränke") sprichwörtlich geworden ist. „Baßtränk" ist also sehr geeignet, all die Vorstellungen zu wecken, die für das junge Volk mit einem Tanzlokal verbunden sind.

Eine scherzhafte Zerlegung von *Christian* ist *Krìš-šà*^{n}= *Krisch-Jean* (in der Pfalz sehr beliebt). Die Assimilation ist doch wohl ausgegangen von der durch die dialektische Aussprache *(krìštjàn)* nahegelegten Beziehung zu „Krisch" (subst. von kreischen). Später ergab sich dann die Notwendigkeit, die Personenbezeichnung noch einmal deutlich hervortreten zu lassen. Zu diesem Zwecke bot sich lautlich wie von selbst *Jean,* die in der Mundart noch häufig gebrauchte frz. Form für Johannes. Wie treffend läßt sich gegebenenfalls durch diese leise Änderung der Träger des Namens charakterisieren!

Einige Schwierigkeit der Erklärung bereiten die mundartlichen Gestaltungen von mhd. **hantkorp, hantschuoch* und **hantkaese.* Eine erste Nebenform von **hant-korp* ist *hangkorb (Hàŋkhorp)* (gebucht im Els. Wtb. I 465). Das *d* hat sich an das vorhergehende *n* assimiliert und dieses an den folgenden Guttural oder phonetisch gesprochen (vgl. Bremer, „Deutsche Phonetik" § 135 Anm. 3) bei der im rheinfränkischen Dialektgebiet allgemein beobachteten lässigen Muskelspannung der verschlußbildenden Organe wird durch artikulatorische Assimilation der Nasenverschluß auch während der Hervorbringung des *d (t)* aufgehoben; die *d (t)* Explosion macht akustisch den Eindruck der Nasalierung und wird schließlich als *n* vernommen. Da aber gleichzeitig noch die sofort einzunehmende *k*-Artikulationsstellung vorauswirkt, erhält das *n* einen

gutturalen Charakter. Das so entstandene *Hangkorb* wird nun weiterhin verschieden behandelt. In der Pfalz assimiliert man es lautlich und begrifflich an „hängen" bzw. „henken". So entsteht *hę́ŋkǫ̀vp*, das ist der Korb, der an den Arm „gehängt" wird. Der ursprüngliche Begriff „Hand" ist völlig ausgeschaltet. Im Elsässischen wird der sekundär assoziierte Begriff dadurch noch stärker zum Bewußtsein gebracht, daß man die Vorsilbe „an" beifügt. So erhalten wir Anhangkorb *(âhàŋkhòrp)* = „Korb mit Bogen zum Tragen oder ‚Anhängen' an den Arm" (Els. Wtb. I 465). Mit Verlust des anlautenden *h* (vgl. *Arzint* = *Hyazinthe* Els. Wtb. I 71) und Einschub eines unorganischen *ə* erscheint eine dritte Form *Annekorb (Ànəkhòrp)*. Das *Annekörwel* wird bloß von Mädchen oder Frauen getragen (Els. Wtb. I 465). Daher darf man vielleicht eine Beziehung zu dem Frauennamen *Anna* annehmen. Was das Wort *hantschuoch* anlangt, so wollen wir unberücksichtigt lassen, daß *hant* wahrscheinlich schon aus älterem *anda* umgedeutet ist (Kluge [6] S 161). Mhd. *hant-schuoch, hent-schuoch* wird zu **hęnšiχ* (vgl. Pfaff, „Handschuhsheimer Mundart" P.B.B. XV, 184). „Zu **hęnšiχ* ward ein Nom. *hęnšįŋ* gebildet, wie neben *kuniges* ursprünglich *kuninc* stand. Übrigens ist zu bemerken, daß neben *hęnšiŋ* auch in Darmstadt *faistlįŋ, taimlįŋ* als Bezeichnungen für Faust- und Daumenbekleidung mit gleichem Suffixe erscheinen" In meinem Ortsdialekt Offenbach a. Qu. lautet die gewöhnliche Form *hę́ŋšiŋ*; begrifflich ist diese Assimilation an „hängen" insofern berechtigt, als die großen Fausthandschuhe der Bauern und Arbeiter (auch der Soldaten) oft nicht in die Tasche gesteckt werden, sondern an dem Gürtel oder an einem Knopfe „hängen". Es wäre nun immerhin möglich, daß diese Beziehung zu „hängen" schon vor der Suffixvertauschung *-ιχ* > *ιŋ* vollzogen war, daß demgemäß zwischen *hę́nšιχ* und *hę́ŋšiŋ* eine Form **hę́ŋšιχ* bestanden hat, die durch *hę́ŋkhǫvp* beeinflußt sein kann. Aus **hę́ŋšiχ* wäre dann durch Assimilation an den gutturalen Nasal der ersten Silbe *hę́ŋšiŋ* entstanden. Eine dritte Zusammensetzung mit *hant* ist **hant-kaese*, das zu *háŋkhès* wird (vgl. oben *haŋkorb*). Da der Begriff „Hand" beim mundartlichen Gebrauch nicht mehr klar ins Bewußtsein tritt, kann dial. *hániχ*

(vgl. Heeger, „Dialekt der Südostpfalz" I S. 22 und Autenrieth S. 61) = mhd. *handec, handic*, „scharf", „versalzen" assoziiert werden. Dadurch erhält das Wort eine zutreffende begriffliche Färbung. Der Vollständigkeit halber wäre noch das kaum assoziierbare *ˈãŋkībl* = Handkübel (Kauffmann, „Geschichte der schwäbischen Mundart" § 191) zu erwähnen.

Der Diphthong des anscheinend gemeinfränkischen *aišt* (pfälz. auch *áįχšt*[1]) setzt der Erklärung einige Schwierigkeiten entgegen. Daß das Wort von mhd. *ihtes iht* > *ihsit* > **ihst* > **īst* herzuleiten ist, wird heute wohl kaum mehr bestritten werden können, besonders wenn man die Erhaltung des palatalen stimmlosen Reibelautes im Pfälzischen berücksichtigt. Daß daneben *áįšt* erscheint, ist lautgesetzlich: vgl. *dîhsel* > *táįsəl*, Deichsel, **sehsel* (zu *sahs*) > *séesəl*, Messer mit sichelförmiger Klinge (nach Heeger S. 28) usw. Pfaff (PBB. XV, 180, 181) sucht die Diphthongierung des ursprünglich kurzen *i* durch analoge Fälle zu erläutern. Daß „die nachdrückliche Hochbetonung, in der das Wort fast immer gebraucht wird", eine Längung des *i* bewirkt hat, ist ohne weiteres anzunehmen. Immerhin bleibt ihm der Fall *aišt* zweifelhaft: „wahrscheinlich haben wir eine bis zur Diphthongierung fortschreitende Längung des Vokals nur bei *i* mit nachfolgendem stimmlosen, palatalen Reibelaut vorauszusetzen.[2]) Die Verbindung *χt* wenigstens bewirkt im Handschuhsheimer Dialekt (den Verfasser seinen Erörterungen zugrunde legt) entschieden Längung des vorhergehenden Vokals". Da das benachbarte Ostpfälzische (Handschuhsheim liegt im Kreise Heidelberg auf südrheinfränkischem Boden)[3]) ähnliche Phänomene aufweist — es erscheinen *líiχt* = *lieht, níiχtvn* = *nüehtern*; *pháaxt (phóoxt)* = mhd. md. *paht*, Pacht — und hier noch das ursprünglichere *áįχšt* vorhanden ist, darf man die Diphthongierung doch mit einiger Zuversicht unter die Pfaffsche Formel bringen. Der assimilative Einfluß von

---

[1]) Heeger, „Der Dialekt der Südostpfalz" S. 28 verzeichnet *aigschd*.

[2]) vgl. z. B. *neiχtə* adv. zu mhd. *nechten*, in vergangener Nacht bei Lenz, Der Handschuhsheimer Dial. I. Teil Wörterverzeichnis S. 32.

[3]) vgl. Lenz, „Der Handschuhsheimer Dialekt". Nachtrag zum Wörterverzeichnis von 1887. Progr. Gymn. Heidelberg 1892. Vorrede.

ái̯svšt = äußerst wird zur Fixierung des Diphthonges *ái̯* wesentlich beigetragen haben. Denn heute deutet man den Satz: wenn es *ái̯št* möglich ist, meist als: wenn es „*ái̯svšt* wie“ möglich ist. Dadurch wird der bei der Anwendung immer zum Ausdruck kommende hohe Grad von Dringlichkeit viel besser bezeichnet als durch das undurchsichtige *ái̯št*. Dies bestätigt Pfister (Nachträge S. 115): „Die Form *eust* (= *ái̯št*) wird heute leider vielfach den Kindern in ‚äußerst‘ verschlimmbessert.“ Kehrein (S. 55) schreibt *äußt* und glaubt, es sei aus „äußerst“ gekürzt, Autenrieth (S. 40) kennt *eischt*, „scheinbar = äußerst“. Diese tastenden Etymologisierungsversuche sind nur der Widerhall dessen, was in dem Sprachbewußtsein des Volkes als feste Begriffsassoziation lebendig ist. Im Elsaß (Els. Wtb. I, 45) und in der Schweiz (Schweiz. I, 276) kennt man dafür das gleichbedeutende *einst* (els. *ainst* und *ænšt*).

Mhd. *hove-reite*, Hofraum hat sich in hd. Mundarten noch erhalten. So kennt Schmeller (I, 1060) *hofrait*, Vilmar (S. 173) *hofreide*, Autenrieth (S. 66) *hofrait*. Vilmar erklärt „der unbebaute, zu ökonomischen Zwecken benutzte Raum an dem Bauerngute“. In meinem Heimatsdialekt müßte mhd. *hove-reite* zu **hôufræ̀t* (Heeger, „Der Dialekt der Südostpfalz“ S. 12) werden. Dafür heißt es aber immer *hǫu̯frèχt*. Da es das weibliche Geschlecht von mhd. *hove-reite* beibehalten hat, bin ich sicher, daß es nur ein Assimilationsprodukt an *Recht* darstellt (vgl. ahd. *hof-sahha*, Hofstatt, Hof bei Graff 6, 78, *sahha* = Rechtssache). Erst durch diese Veränderung gibt das Volk dem Lautgebilde wieder einen sachgemäßen Inhalt. Der Bauer steht hochaufgerichtet auf seinem Hofe und sagt: Das ist meine Hofrecht, d. h. hier hat nur einer das „Recht“ zu tun und zu lassen, was er will, hier hat nur einer immer „recht“, das bin ich. Daß der zweite Bestandteil des Wortes auch sonst nicht mehr verständlich war, ersehen wir aus Formen wie nürnberg. *hufərət* (Bayr. Wtb.[2] I, 1060), wo der Hochtonvokal *ei* zu tieftonigem *ə* geworden ist. Vilmar spricht noch von einem „seltsamen“ *hofereise*, das auch ich nicht auszudeuten vermag.

Pfälz. *sberanze, sbîranze*, „Vorspiegelungen“ ist nach Auten-

rieth (S. 120) von frz. *espérances* herzuleiten. Da das Wort als *Speranzl, Spiranzəl* in Bayern (Bayr. Wtb.² II, 682) und als *šp̨ẹᵃrántsl* in Wien [1]) weit verbreitet ist, und die Bedeutungsentwicklung von „hoffnungsvolles Kind" zu „Schelm", „Närrchen" (*oan'n zu sein'm Speranz'l mach'n*, „einen betrügen, foppen, auf die Unvorsichtigkeit oder Dummheit eines andern seine Hoffnung bauen") eine analoge ist, wäre es vielleicht besser, it. *speranza*, aus dem zweifellos die im Osten geläufigen Gebilde geflossen sind (Schmeller), auch für *sberanze* als Grundwort in Anspruch zu nehmen. Daneben besteht ein *speranzien*, Umstände, Komplimente, Weitläufigkeiten (Andresen ⁶ S. 169; Vilmar S. 390), das nach Weigand (II, 759, zuerst zu belegen aus Chr. F. Weiße Op. III, 86) direkt aus mlat. *sperantia neutr. plur.* von *sperans* entlehnt ist und eigentlich „hinhaltende Hoffnung" bedeutet. In *sperrenzien* ist eine lautlich-begriffliche Wortassimilation an „sperren" zu erblicken (Andresen). Welche Begriffsassoziationen dabei rege werden, zeigt folgender Satz: „Er macht noch einige Sperrenzien" (Söhns, „Die Parias unserer Sprache" S. 113); dies kann nach dem Zusammenhang nur gedacht sein als „er sperrt (spreizt) sich". Als geschickte Eindeutschung von *speranze* fasse ich das von Autenrieth (S. 120) gebuchte *sbarafanze*, faule Witze. Der Verfasser des pfälzischen Idiotikons stellte es zu it. *sbarazzino* (*sbarazzare* = franz. *débarasser*), „Windbeutel". Was die Schreibung des Wortes anlangt, so ist das *a* der zweiten Silbe im Dialekt unmöglich. Dafür hat jedenfalls der Tieftonvokal *ə* einzutreten, so daß wir etwa *sparəfantsə* transskribieren dürfen. Das Bedürfnis, vollklingende Wörter als Komposita auszudeuten und jedem Teil einen vorstellbaren Inhalt beizumessen, [2]) schuf aus *speranze* *sparəfantsə*. Der erste Teil ist assimiliert an „Sparren", der zweite vielleicht an *fàntsəníirə* = phantasieren, das in meiner Heimat und jedenfalls auch in andern Teilen der Pfalz gebräuchist (Grimm [DWB. III, 1321] bietet *fanzen*, kindisch tun, Pfister

[1]) „Fremdes im Wortschatz der Wiener Mundart" v. Th. Gartner ZfhdMa. III, 151.

[2]) vgl. Paul, Prinzipien § 150 S. 199; v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft S. 216.

[S. 310] als henneberg. *vanzeln nugari*).[1]) Die abenteuerlichen, nicht reinlich zu scheidenden Gedankenassoziationen, die durch das Wort „Sparren" geweckt werden („er hat einen Sparren zu viel"), stehen ganz im Verhältnis zu dem, was das Wort in seiner praktischen Anwendung besagen will. Zur Beleuchtung dieser Umdeutung diene das Wort *Sparre-fande*, bayr. = närrischer Kerl (Bayr. Wtb. I 723, II 682; vgl. außerdem noch II 658). Zugrunde liegt it. *fante di spade* (*valet de pique*) der Bube im Kartenspiel. Daraus wurde *spadi-fantl* (Bayr. Wtb.[2] I 734) oder mit Assimilation des ersten Teils an „Sparren" *sparrefande*. Noch weiter verändert sind *Sparifankəl, Spirifankəl,* mutwilliger Junge; Teufel (Bayr. Wtb.). „Die Verbindung mit *fanke* ‚Funke' ist, wenn überhaupt je in der Vorstellung des Volkes vorhanden, erst nachträglich" (Bayerns Ma. I 244). Vgl. noch kärnt. *fankerl*, leichtfertiger Mensch (Lexer, Kärntn. Wtb. 89). Das mit *sparəfantsə* gleichbedeutende *sberlefunkes* (Autenrieth S. 120) ist vielleicht auch etymologisch darauf zurückzuführen. Daß eine Entwicklung von *Sparren* zu *Sperle* möglich ist, zeigt die oberhess. Form *Sperleguckes*, die aus *Sparrenguckes*, „ein phantastischer, närrischer Mensch eigentlich, der untätig in den offenen Dachstuhl der Scheuer emporstarrt", entstanden ist (Crecelius II 793). Zur Erklärung von *funkes* verweise ich zunächst auf den Übergang von *fantl* zu *fankl*, der oben besprochen wurde. Im Els. Wtb. (I 123) findet sich *Funk*, „Schelm", „Schlaukopf", „Pfiffikus"[2]), Crecelius (II 793) bucht *Sparrenfänger* und Schmid (Schwäb. 502) *Spirigunkes*, naseweiser, spitzfindiger Mensch. Vielleicht hat auch *Funken* oder entlehntes *flunkern* assoziativ mitgewirkt. Das von Autenrieth (S. 120) gleichfalls hierher gestellte *sbargelmente* (Vorspiegelungen) ist aber sicher fernzuhalten, wie aus der durchsichtigen Bedeutungsentwicklung von *Spargiment* < it. *spargimento* bei Schmeller und Vilmar erhellt (Bayr. Wtb.[2] II 685; Vilmar S. 390). Hess. *Spargemente* wird mit lautlicher

---

[1]) vgl. das durch Anlehnung an Tanz aus mhd. *virlei* (< frz. *virelai*, Ringellied) „ein Tanz" entstandene *firlevanzen*, bei Henisch, „Teutsche Sprach und Weisheit" (1616) = *firofantzen*; Kluge S. 113.

[2]) Schweiz. I 867; *Funk: Fink* = *Fusch* (lothr., pfälz.): *Fisch* = *Schunke* (vgl. Kluge 339): *Schinken*.

Assimilation an *špávxəl*, „Spargel“ zu dem komisch klingenden *Spargelmente*. Im bayrischen Wald bedeutet *Spargiment* „Experiment“ (Bayerns Ma. II 257).

Wenn man die Laut- und Bedeutungsentwicklung des Wortes *Kramanz* (DWB. V 1991 ff.) verfolgt — es ist sehr vieldeutig und begegnet nicht nur im Rheinfränkischen, sondern in fast allen deutschen Mundarten —, so ergibt sich ein wahrer Rattenkönig von Assimilationen. Wie Hildebrand (DWB. V 1991 ff.) an der Hand eines reichen Variantenmaterials ziemlich (Martin setzt [Els. Wtb. II 518] noch ein Fragezeichen hinter diese Etymologie) überzeugend nachgewiesen hat, stellt das Wort in seinen Anfängen eine Verdeutschung von frz. *grand merci* dar. *Gramerzîen* wird schon in mhd. Zeit zu *gramazîen* (Lexer, Mhd. Wtb. I 1067), was lautphysiologisch keine Schwierigkeiten der Erklärung bietet. Die Bedeutung ist „höflich bedanken“. *Gramerzî*, Dank (neben dem wir auf Grund von *gramazîen* ein **gramazî* ansetzen dürfen) unterlag nun dem assoziativen Einfluß von *(ni)gromanzîe* bezw. dessen Nebenform *gramazîe* (Bartsch, „Deutsche Liederdichter“ [4] 286 hat *grâmazîe* = *nigromantia*), „schwarze Kunst, dann überhaupt Gaukeleien, Possen“[1]). Der letzte Begriff hat assimilativ die ganze folgende Bedeutungsentwicklung von *Kramanz* beherrscht. Die Beispiele im DWB. zeigen deutlich, wie das „Possenhafte, Übertriebene“, aber auch das „Seltsame, Bizarre, Verzerrte (vgl. besonders Pfister S. 143) immer wieder zum Durchbruch kommt. Neben *gramazî*, *gramazîe* stehen schon früh Formen ohne *i* *gram(m)asen*, *kramatzen* (vgl. die Belege im DWB. V 1991 ff.), mit denen sich vielleicht die im vorhergehenden Artikel besprochenen Doppelformen *speranzien* und *speranzen* vergleichen lassen. Doch diese Formen bleiben vereinzelt; alle in der Folge auftretenten Gebilde tragen das Siegel der lautlich-begrifflichen Assimilation an sich. Dies ist das unorganische *n*. Wir begegnen aber auch hier und da sogar noch

---

[1]) E. Hoffmann-Krayer („Etymologische Erläuterungen zu Hebels mundartlichem Wortschatz“ ZfhdMa. IV S. 151) nimmt Beziehung zu it. *gramanzîa*, Zauberei an, „denn die Bedeutung weist doch manche Anklänge auf“. Er zieht außerdem noch „Kram“, „Grammatik“, „Grimasse“ heran.

Formen, die das *o* von *(ni)grǫmanzîe* erhalten haben. So hat z. B. Hans Sachs neben gewöhnlichem *Kramanzen* noch an einigen Stellen *Kromanzen,* das nach Pfister (S. 143) auf *Krâm*, also = unnützen Kram machen hinweisen soll. Außerdem lebt im heutigen Elsässischen noch vereinzelt *Kromanslə* fort (Els. Wtb. I 518). Aus dieser ersten Assimilationsperiode eine typische Form herauszustellen, ist deshalb nicht möglich, weil sich fast gleichzeitig ein anderer assoziativer Einfluß geltend gemacht hat. Schon früh tritt statt anlautendem *g* ein *K* auf, das in der Folge fast allgemein durchdrang. Schon Pfister (S. 143) dachte an *krimmen, kram, krummen, gekrummen.* Noch näher liegt es, das abgeleitete *krammen* heranzuziehen, das ja die nämliche Bedeutung hat. Das DWB. (V 1991 ff.) bringt Belege, die diese Vermutung bestätigen. So heißt es z. B. „— machet viel krums und Kramanzen und sprach: —" oder „Cramanzen machen und sich krümmen". Wenn es statt „höfliche Knixe", wie übersetzt wird, „Kratz"füße oder Katzen„buckel" [1]) hieße, wäre der sekundär assoziierte Begriff richtig wiedergegeben. Da im Elsässischen *krammen,* kratzen noch vorhanden ist und *kramanzle*^{n} auch „schlecht schreiben" (= kratzen, kritzeln) bedeutet (Els. Wtb. I 518), darf man heute noch begrifflichen Zusammenhang annehmen. Eine dritte Variantengruppe stellt sich in folgender Gestalt dar: *Carmandas, Caramandes* 17. Jahrh., schles. *karmanzeln,* nass. *Krammantes* (Kehrein S. 243), pfälz. *Krammantes* (Autenrieth S. 80), siebenbürg. *Krammantes* (nach DWB. V 1991 ff.), bayr. *Gramantes* (Bayr. Wtb. I 995), augsburg. *Gramandes* (nach Els. Wtb. I 518). Wenn wir uns den bedeutenden Einfluß vergegenwärtigen, den *(ni)gramanzîe* auf *gramarcîe* ausgeübt hat und zwar besonders auch inbegrifflicher Hinsicht, dann erscheint es wahrscheinlich, daß *carmen,* der Zauberspruch bezw. dessen Ableitungen mlat. *carminare* (ahd. *garminôn*) = *incantare* und weiterhin *charmant* (vgl. Diez Etymol. Wtb.⁴ S. 544) zu dem Worte in Beziehung getreten sind. Da die Formen *carmandas* und *caramandes* in einem Buche sich

---

[1]) Schmid, Westerw. Idiot. S. 87 sieht in dem Worte eine Anspielung auf „Krumm", „krummen Rücken".

finden, das vom Gerichtswesen handelt, und da gerade hier in jener Zeit (17. Jahrh.) die Zauberei (*carminare*) noch eine große Rolle spielte, liegt es nahe, diese schwer erklärlichen Formen, die ganz spanisches Gepräge tragen, als Reminiszenzen an dieses geläufige Wort zu fassen. Die jüngsten Gebilde *Krammantes* sind vermutlich an das in allen deutschen Gauen verbreitete *šawmánt* (*charmant*) angelehnt (Autenrieth dachte sich *charmant* als Grundwort der ganzen Sippe). Die Bedeutungen ,,Komplimente, Ziererei'', die in den heutigen Mundarten noch vorkommen (vgl. Kehrein S. 243; Autenrieth S. 80; Els. Wtb. I 618; Westerw. Idiot. S. 87), sprechen ja für eine solche Beeinflussung. Ebenso berühren sich *charmante,* das in einigen Dialekten ,,Geliebte'' bedeutet (Mentz, ,,Frz. im Mecklenburger Platt'' II S. 26), und ,,schles. *karmanzeln*, vom Liebesscherze gebraucht''. In neuester Zeit konstatiert Martin (Els. Wtb. I 521) eine weitere Verkürzung durch volkstümliche Anlehnung an nhd. ,,Kranz''. Im Elsaß sagt man nämlich statt ,,kramänzle'', schnörkelhaft ausschneiden, künstlich verzieren *kränzle*^{n} (*kr̨atslə*). Ebenso *Gekränzel*, feine Schnitzarbeit. Aus dem Brem. Wtb. kennt Andresen (^{6}S. 94 Anm. 3) noch *Kranzi-Mänzi.*

Durch lautlich-begriffliche Wortassimilation kann eine Form ein so eigentümliches Gepräge erhalten, daß der etymologische Zusammenhang völlig verdeckt wird. Dies ist der Fall bei *Schabbesdeckel (šáwəstèkl)* ,,Hut, den die Juden am Sabbat tragen'' (DWB. II S. 887), ,,breiter Sabbatshut'' (Weigand II S. 534). Man hält den ersten Bestandteil jetzt allgemein für das jüdisch ausgesprochene Sabbat (hebr. *schabbâth*). Vilmar (S. 343) erklärt ,,ein ursprünglich von Juden und Juden gegenüber gebrauchtes Wort'', ohne diese Behauptung beweisen zu können. Nach Faber[1]) gehen die Juden am Sabbat mit einem Hut in die Synagoge, am Werktage aber pflegen sie Mützen zu tragen. Dies mag sachlich für eine bestimmte Gegend zutreffen, aber die Herleitung von Sabbat wird dadurch meiner Ansicht nach nicht

---

[1]) ,,Zur Judensprache im Elsaß'', im Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens XIII S. 180.

ohne weiteres sichergestellt. Das Lautgebilde ist jung. Soweit ich übersehe, wird es zuerst (1800) im Westerwäldischen Idiotikon (S. 178) erwähnt, 1812 dann bei Stalder (S. 305). Aber beide wissen nichts davon, daß das Wort irgendwelche Beziehung zu Sabbat oder Juden hat. Und doch solle man annehmen, daß sie, die der Entstehung des Ausdrucks zeitlich am nächsten standen, und die aus dem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Volk und seinem sprachlichen Bewußtsein heraus die Tatsachen geschöpft haben, diese etymologische Gruppierung kennen mußten. Wenn sie richtig wäre, müßte sie damals doch sicher noch lebendiger gewesen sein als heute. Aber weder der eine im Norden noch der andere im Süden deutete sie auch nur an. Ja Stalder schreibt *„Schabis"deckel* und bringt acht Zeilen später *Schabis* Sabbat, ohne die gleichlautenden Wörter zu verbinden. Dazu kommt noch, daß Loritza (Idioticon Viennense S. 112) *Schappersdeckel* verzeichnet, eine Form, die er (wie Stalder sein *Schabisdeckel)* von alem. *Schapper, Schäber* = mhd. *schäppël*, Kranz als Kopfschmuck < afr. *chapel* ableitet (vgl. dazu MA. V 469, VI 370). In der Tat ist *chapel* das Grundwort, aber nicht auf dem Wege des mhd. *schäpël,* sondern das nfr. *chapeau* wurde von neuem entlehnt. Wie lebendig *chapeau* in deutschen Mundarten ist, zeigt z. B. Mentz (Frz. im Mecklenburger Platt II S. 26), der einige interessante formelle und lautliche Weiterbildungen kennt. Außerdem steckt es noch in *Schabobahut (šapopâhŷət* = chapeau-bas Hut) dreieckiger Galahut (Els. Wtb. I 391; ZsfdUnterr. VIII 695), das Schmeller früher (Gram. S. 169) als Quelle von *Schabesdeckel* angesehen hat. Das einfache *chapeau* lebt natürlich noch besonders in denjenigen Gegenden, deren Beziehungen zu Frankreich in sprachlicher Hinsicht sehr rege waren, wie z. B. in der Pfalz, wo ich es selbst oft gehört habe. Auch von Elsaß und Lothringen darf man dies ohne weiteres annehmen (der zweite Band des Els. Wtb. steht noch aus). Aus diesem Fortleben von *chapeau* erklärt es sich, daß z. B. in meiner Heimat die Beziehung zu *Schabbâth* oder zu Juden begrifflich nie vollzogen wird, und daß man öfters *šápəstèkl* als *šáwəstèkl* sagt. Was das Suffix *-əs* anlangt, so ist es durch Analogie zu den vielen

subst. auf *-əs* entstanden, z. B. *rampəs* saurer Wein, *štampəs* Kartoffelbrei und hebr. *makəs* Schläge, *moovrəs* Angst, *rouxəs* Zorn usw. Daß das Wort durchweg nur scherzhaft gebraucht wird, erklärt sich durch die Zusammensetzung mit „Deckel",[1]) das sich auch nur in launiger Unterhaltung statt Hut findet. Bei der Wiedergabe der Bedeutung von *šápəstèkl* schließen sich hier an Schmeller (Bayr. Wtb. II 353), Kehrein (S. 338) und Stalder (II S. 305), die auch das Wort nur als scherzhafte Bezeichnung für Hut kennen. Meisinger (ZfhdMa. I 176) sagt alter Hut (alle nicht Judenhut!).

Nun vollzog sich aber in den Dialekten, denen *chapeau* verloren gegangen war, oder zu denen *šawəstekl* als Lehnwort aus anderen Mundarten gekommen war, eine lautliche Assimilation an Sabbat, begünstigt durch die in jüdischem Munde als *šawəs* erscheinende, dem hebr. *schabbâth* näher stehende Lautform. Wie wirksam diese Assoziation lautlich und begrifflich war, ersehen wir aus den Artikeln im DWB., bei Weigand, Vilmar und Crecelius und besonders aus der auf Grund dieser sekundären Gruppierung fußenden Herleitung aus Sabbat.

Das frz. *papillon* Schmetterling erhielt bei seiner Entlehnung dadurch ein heimisches Aussehen, daß die Endung der nomina agentis angehängt wurde. Formelle Anlehnung an mhd. *vîvalter* bezw. dessen zahllosen mundartlichen Gestaltungen (vgl. Kluge S. 104) ist hier nach dem Vorgang Heegers („Tiere im pfälzischen Volksmund" II S. 16) wohl anzunehmen. Dem Original am nächsten steht hess. *Papiller;* mit Verdumpfung des *i* zu *o* durch labiale Umgebung erscheint dafür in Niederhessen *Papoller.* Im Westpfälzischen dagegen velarisieren die beiden *p* das *a;* so entsteht *bubbeller.* Zugleich ist aber in diesem Gebilde auch eine lautlich-begriffliche Wortassimilation zu erkennen. Der Ausdruck *pup* (Puppe), womit allgemein die Schmetterlingslarven bezeichnet

---

[1]) Über solche verdeutlichende Zusammensetzungen vgl. Paul, Prinzipien [2] § 152, und Mushacke, Pleonasmus und Tautologie in der deutschen Wortzusammensetzung. Progr. Gymn. Hannover 1883.

werden, bietet sich ja assoziativ ohne weiteres dar.[1]) Stalder (I S. 173) notiert *pipolter,* das auch frz. *papillon* entspricht, sich aber völlig an das gewöhnliche *fifolter* assimiliert hat. Weitere Neuformungen des frz. *papillon* sind südwestphäl. *pîpeldrn* und mndl. *pepel.*[2]) Die bemerkenswerte Veränderung, die das westpfälz. *bubbeller* in lautlicher Hinsicht erlitt, blieb auch nicht ohne Einfluß auf den Begriffsinhalt. Es bedeutet „Fledermaus", während alle andern Varianten „Schmetterling" besagen.

Statt des hd. Häher finden sich auch eine Fülle von Bezeichnungen in den deutschen Dialekten. In der Pfalz sagt man *hǽχɒ* und *hǽχɒt.* Im westlichen Gebiet begegnet auch „Herrenvogel", im nördlichen *Markgraf (markroof)* (Heeger, Tiere im pfälzischen Volksmunde S. 10). Nach Grimm kommt der Name „Herrenvogel" schon im 16. Jahrhundert vor (vgl. Els. Wtb. I 100). Aber wie ist er zu deuten? Schon früh zeigt sich das Bestreben, das mhd. *hëher* umzugestalten. So finden wir bei Luther „Nußhauer", um 1750 „Heier" (Sanders I 723). Die Übergangsform von diesen Umdeutungen zu „Herr" finden wir noch heute in einigen Kantonen der Schweiz, wo man *heere gäägger.*[3]) Doch in frühester Zeit schon war man über diese Zwischenstufe hinausgegangen. Das Volk sah in dem Häher „den Spaßmacher unter den Vögeln" und hatte demgemäß die Tendenz, ihn zu personifizieren. So entstanden Namen wie *Markwart, Marolf* usw. (DWB. IV 2, 158). So fand auch die Assimilation von *hëher, heer* an „Herr" begrifflich den Boden bereitet.

Nach dem Brem. Wtb. wird die nd. Form *Heger* (mnd. *hegger,* ags. *higora* mit grammatischem Wechsel) begrifflich zu *hegen* sammeln

---

[1]) Vgl. Keiper, Frz. Familiennamen in der Pfalz und Frz. im Pfälzer Volksmund. Progr. Zweibrücken 1890/91 S. 53.

[2]) Kluge S. 104 und Vilmar S. 294. Letzerer nimmt *pîpoldern* (*pîpoltern*) für Westfalen und das sächsische Hessen in Anspruch.

[3]) ZfhdMa. III 28, 29. Eine andere Zwischenform findet sich in einem Kochbuch, das 1672 in Mülheim (Elsaß) erschienen ist. Sie lautet *hären.* Vgl. Els. Wtb. I 205. Heute wird „Herr" transskribiert *hêr* und *hær.* Ob damals schon diese Vorstellung assoziiert wurde, kann ich nicht entscheiden.

bezogen. Der Vogel wird so umgedeutet zum ,,Einsammler der Eicheln und Nüsse" (vgl. Sanders I 723; DWB. IV 2, 783). Westf. tritt außerdem noch *hiəggert* auf, das zu *hîəge* Hecke gestellt wird. Das *t* kann unorganisch sein, kann aber auch auf altes *hegewart* (vgl. *Markwart*) oder *Hegehart* zurückweisen (nach Prof. Dr. Jostes); *hiəkster* geht auf *hag-egester* zurück (Woeste 101).

Eine andere Personifizierung des Hähers ist *Markolf.* Schon Andresen ([6] S. 153) behandelte die Umformung zu *Merk-auf (Märkef).* Kehrein (S. 273; in Gießen *margilwer* = *Markülber* nach Weigandt II 34) kennt die Nebenformen *Morkluff, Morkeluff, Morkel* und *Mark-luft,* von denen nur die letztere ihn begrifflich sinngemäß als den in der ,,Luft" Thronenden charakterisiert. In dem pfälzischen *Markgraf* bzw. *markroof*[1]) (< **Mark-l*[= *r*]*of*) hat sich die Assimilation ebenfalls in dem eben angegebenen personifizierenden Sinn sehr glücklich entwickelt. Durch Beziehung zu *kruppen* kratzen [Weigand I 736 setzt zur Erklärung von ,,grübeln" bohrend graben; kratzen, ritzen ein ahd. Wurzelverbum: *kriopan, kroup, krûpumês, kikropan* an. Wegen *k* und *g* vgl. man mhd. *mir grübelet* mich juckt mit *kribeln* kitzeln und Gruft mit *Kruft* (Kluge S. 153)] wird der *markroof* zu *margrub* (Autenrieth S. 91), eine Vorstellung, die in einem vom Volke neugebildeten Namen ,,Baumpicker" *(pǽmpìkv)* noch vollkommener zum Ausdruck kommt.

Eine andere Bezeichnung des Hähers ist ,,Herold", die schon im 15. Jahrh. gebräuchlich war. Grimm sieht auch hierin eine Umbildung von Häher, was durch die angegebenen Zwischenformen ,,Hägert", ,,Hieger", ,,Herholz" sehr wahrscheinlich gemacht wird (DWB. IV 2, 1123).

Eine schwierige Aufgabe ist es, die obd. und md. mundartlichen Namen für hd. Bulle richtig zu beurteilen. Ich sehe ab von ,,Farren", ,,Fasel" und ,,Hagen", die für die spezielle Untersuchung nicht in Betracht kommen. Von den anderen sind vor allem ,,Muni" und ,,Hummel" zu erwähnen, die sich durch relativ

---

[1]) Schon Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I 476, 178 kennt dieses *Markgrof*; vgl. Bayr. Wtb. I 1651.

hohes Alter auszeichnen. „Muni" ist bezeugt aus dem Jahre 1618 (Bayr. Wtb. I 1619, Schweiz. IV 316, Els. Wtb. I 691). „Hummel" stellt sich wahrscheinlich zu „Hammel" (ahd. *hamal; hamalôn* verstümmeln) und bedeutet ursprünglich jedenfalls „hörnerloses Tier". Für Bulle ist es erst spät eingetreten (vgl. DWB. IV 2 1904, Bayr. Wtb. I 1112, ZfhdMa. III 75; Autenrieth S. 97). Vielleicht weist noch auf einen alten Namen der Zuruf *humme di* hin, der in Westfalen bei Kühen, und nur bei diesen, gebraucht wird. Da das spätmhd. *hummen* = brummen (Weigand I 836) in den Dialekten fast gar nicht verbreitet ist,[1]) und „Hummel" demgemäß ziemlich isoliert ist, wird es von „Hummel", dem Namen des summenden Tierchens, immer mehr aus seinem Besitzstand verdrängt. Aber nur formell. In der Tat assimiliert es sich zum Teil an *Muni,* zum Teil an andere geläufige Vorstellungen enthaltende Wörter. Eine bemerkenswerte Zwischenform zwischen „Hummel" und *Muni* einerseits und dem gleich zu besprechenden Mummel andererseits ist das els. „Mummi", das in der Kindersprache Rind, Kalb bedeutet (vgl. Els. Wtb. I 681). „Mummeln" heißt eigentlich nur „unverständlich vor sich hin murmeln, brummen" und wird nicht vom Rindvieh gebraucht (vgl. DWB. VI 2662; Weigand II 152). Erst dadurch, daß der Begriffsinhalt von „Hummel" durch lautlich-begriffliche Wortassimilation an das den Naturlaut *muh* wurzelhaft enthaltende „mummeln" und vielleicht noch mit Anlehnung an „Muni" in das Lautgefüge „Mummel" übergeht, wird „mummeln" bezw. sein Anwendungsgebiet erweitert und auch vom Rindvieh gebraucht. So auch das Grundwort „mummen" in Oberhessen (Crec. II 609). „Mummel" Autenrieth S. 97; Schwäb. 394 = Rind; Els. Wtb. I 680, 681) erweitert sich zu *Mummele* Rind (Kindersprache)[2]) und zu „Mummeler" (Schwäb. Wtb. 394; Crec. II 609). Daß „Mummeler =

[1]) Eine Ausnahme macht das Hessische, das „hummen" vom Brüllen des Rindviehs kennt, aber auffallenderweise das leicht daran assimilierbare Hummel nicht; vgl. Vilmar S. 174.

[2]) *Mummele* erklärt man wohl auch als reduplizierende, den Tierlaut nachahmende Bildung; *Mümmele* bezw. *mīməlǝ* kenne ich auch als Spitznamen. *Mimmeln,* ohne Zähne kauen s. Meyer, Der richtige Berliner [6] 1904.

Bulle erst ein sekundär assoziierter Begriff ist, beweist das westerwäldische „Mommeler“ = ein Mensch, der in sich hineinspricht, der die Worte verschluckt (Westerw. Idiot. 118, 119).

Eine andere Veränderung von „Hummel“ liegt vor in bayr. *Pummel* (Bayr. Wtb. I 393), *Bummel* (Bayern Ma. I 73) mit deutlicher Beziehung zu „pumpen“, „pummen“ (Bayr. Wtb. I 393). Im Vogtlande sagt man dafür auch *Bummer* (ZfhdMa. I 131), was an *Pummer* = *Pommer* (Weigand II 371) „kleiner Hund“ erinnert.

Durch assoziative Einwirkung des naheliegenden „brummen“ kamen *Brummel, Brummer* zustande. Kehrein (S. 98) notiert *Brummelochs* und *Brummelhans*, Schmid *Brummelhag* (Schwäb. 105), Grimm *Brummer.* Auch die analoge Form zu „Humler“ (pfälz. Autenrieth S. 67: Humler bedeutet hier allerdings das nhd. Hummel) und „Mummler“ = „Brummler“ (DWB. II 328; Kehrein S. 98) ist vorhanden. Hierher gehören noch die entstellten Formen *Bremel* und *Brommer* (Sanders I 229).

Pfaff (PBB. XV 189, 190) nimmt zur Erklärung eines von Lenz (Der Handschuhsheimer Dialekt I S. 33) gebuchten *pálàsə* schwätzen das volkstümliche subst. *óww-pàləs* Anführer zu Hilfe, konstruiert daraus **paləsə*, das mit Fremdwortbetonung *pálàsə* ergeben soll. Auch ich glaube, daß *parler* (davon soll doch jedenfalls auch Pfaffs *páləs* kommen) das Grundwort ist, aber erst durch Vermittlung des familiären *parlage*, Geschwätz. Das daraus sich ergebende Verbum würde in seiner Urform **pavláašə* lauten. Die wuchtige, vollklingende zweite Silbe verlangt aber gebieterisch nach einer volkstümlichen Ausdeutung, nach einem vorstellbaren Inhalt (vgl. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft S. 216). Wie stellen sich die verschiedenen Dialekte zu dieser Aufgabe? In der Handschuhsheimer Mundart entzieht man sich ihr. Die zweite Silbe wird erleichtert, indem der Akzent nach dem germanischen Wurzelbetonungsgesetz auf die erste Silbe fixiert wird. Damit ist natürlich auch schon eine relative Eindeutschung vollzogen und die Möglichkeit der Einbürgerung gegeben. In pfälz. *ballaadsche* durcheinander schreien (Autenrieth S. 16), nass. *balâtschen, balátschen* viel und schnell, daher meist unverständlich

sprechen (Kehrein S. 59) wird die zweite Silbe an Wörter wie fränk. *dratschen* schwätzen, plaudern (Autenrieth S. 25 u. 35), pfälz. *pratschle* plaudern (vgl. englisch *to prate*, holl. *praten*), nass. *tralâtschen* schwätzen (Kehrein S. 407), bayr. *radschn* schwatzen (Bayr. Wtb. II S. 190) (nhd. *Ratsche* Klapper, Rassel zu mhd. *ratzen* klappern [Kluge S. 310]) assimiliert und dadurch dem mundartlichen Wortschatz erhalten. Noch eine dritte Möglichkeit ist denkbar. Der Akzent wird auf die Stammsilbe zurückgezogen und trotzdem die zweite Silbe assoziativ verändert. Dies ist der Fall bei pfälz. *balljasche* „Lärm machen" (Autenrieth S. 16). *jasche* wird zu den dialektischen Varianten bezogen, die aus mhd. *jësen (gësen)* gären bezw. dessen Präteritum *jas* geflossen sind, z. B. mit *t* Suffix *jast* hitzige Gemütsaufregung, ungestüme Eile (Weigand I 872; DWB. IV 2, 2266), *jaschte* aufgeregt sein, toben, Lärm machen (Autenrieth S. 69; Els. Wtb. I 412; Schweiz. III 78). In der 3. Pers. Sg. fallen ja *balljasche* und *jaschte* (*v páljàšt*) lautlich zusammen, so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn der eigentliche Begriffsinhalt völlig verschwunden ist.

Eine analoge Bildung zu nhd. jammerschade ist pfälz. „dauerschade" (zu mhd. *mich tûret ein[es] ding[es]* etwas dünkt mich zu kostbar = *tiure* teuer, d. h. es dauert mich). Die Umdeutung zu „dauerndschade", wie sie Autenrieth konstatiert (S. 31), liegt lautlich und begrifflich gleich nahe. Das unvolkstümliche „dauernd" kann nur durch Einfluß des hd. hereingekommen sein.

Interessant ist die eigentümliche Entwicklung, die das hd. „meineidig" nach der begrifflichen Seite hin in manchen Mundarten genommen hat.[1]) In diesem Zusammenhang ist noch einer andern Veränderung zu gedenken, die das Wort im Pfälzischen erlitten hat. Da in dieser Komposition die ursprünglicheBedeutung des zweiten Bestandteils nicht mehr zu erkennen ist (pfälz. „meineidig" = sehr, brav Autenrieth S. 93), ist es zu verstehen, warum der hochtonige Diphthong *ei* bald einem inhaltslosen, nebentonigen *e* Platz gemacht hat unter gleichzeitiger Verstärkung des

[1]) Vgl. darüber DWB. VI 1924; Bayr. Wtb. I 36; Schweiz I 93; Els. Wtb. I 15; MA. 5, 183.

der ersten Silbe zukommenden Akzentes. Dem „mein“ entspricht natürlich auch schon längst kein verstellbarer Begriff mehr, so daß einer Assimilation des nichts besagenden **mái̯nètiχ* an das anklingende „eckig“ nichts mehr im Wege stand. Diese associative Verbindung wurde sofort lautlich gefestigt durch die mit diesem Worte verknüpften Eigenvorstellungen, die ihrerseits wieder beitrugen zu der unter diesen Sonderbedingungen ermöglichten Auferweckung des in „mein“ liegenden Begriffsgehaltes. So wirkten „mein“ (*mái̯*^{n}), die auch in der Pfalz allbekannte Interjektion der Abweisung (vgl. Andresen[6] S. 425 Anm. 3), und die Vorstellung des „Eckigen“, das Widerstand entgegensetzt, das eher in einer einmal eingenommenen Stellung beharrt als das Runde,[1]) zusammen, die Bedeutung des Wortes zu „halsstarrig, widerspenstig“ (Antenrieth S. 93) zu nuancieren.[2]) Zwar anders, aber doch in einer Beziehung vergleichlich ist das osnabrückische Meinecke. Wenn jemand eine Meinung als Tatsache vorbringt, so entgegnet man ihm: Meinecke! was 'n Lüəgner! Im Els. wird „meineidig“ noch an das verbreitete kriminalisch angelehnt. So entsteht: *meinalisch* (*mainâliš*) = arg, böse; furchtbar, schrecklich (Els. Wtb. I 689).

Die in der Pfalz relativ zahlreichen (vgl. Riehl: „Die Pfälzer“ S. 374) Mennoniten werden im Volksmunde (über „Mennonisten“) zu „Mannischte“ (Autenrieth S. 91) mit Assimilation an „Mann“ und vielleicht an „Christen“ (*Krištə*). Durch diese Gruppierung wird der sonst unverständliche Name dieser Kategorie von Religionsgenossen durchsichtig. Wenn das Anwendungsgebiet des Wortes auch nach wie vor fest umschrieben bleibt, so ist doch insofern eine Begriffsumwandlung zu konstatieren, als der Ausgangspunkt und damit die ganze Betrachtungsweise bei einer eventuellen Ausdeutung des Begriffes ein anderer ge-

---

[1]) Über die figürliche Bedeutung der Begriffe „eckig“ und „rund“ vgl. die fesselnde Darlegung von O. Weise: „Die Ästhetik der Deutschen Sprache S. 113.

[2]) In andern Mundarten erscheint „eckig“ oft mit Schimpfnamen verbunden. So z. B. in Thüringen: Du neuneckiges Hammelsheit (*heit* = ahd. *houbit* Haupt). Zfhd. MA. I 33.

worden ist, vorausgesetzt, daß das Wort nach vollzogener Assimilation und Einbürgerung noch nicht zum einfachen Begriffszeichen herabgedrückt wurde. Ähnlich wird aus Emanuel „Manewel" (Autenrieth S. 91).

Nach einem Lautgesetz des Dialekts wird die Konsonantenverbindung *ld* durch regressive Assimilation zu *ll* (vgl. Heeger, „Der Dialekt der Südostpfalz" S. 30). Demgemäß wird „Veldenzer" (der Name einer Birnensorte) zu *fę̄lę̄ntsɒ*. Der lautliche Gleichklang führt hier doch sicher zu Änderungen des Vorstellungskomplexes. Daß das Obst „fällt" ist zwar eine ganz allgemeine Erscheinung, es gibt aber der volkstümlichen Vorstellungstätigkeit doch einige Angriffspunkte, sich in der Richtung des speziellen Objektes zu bewegen.

Andresen ([6] S. 400) hat schon festgestellt, daß das romanische Lehnwort „fallieren" in Beziehung zu „fallen" gesetzt wird. Dies ist besonders bei dem abgeleiteten Substantiv „Falliment" der Fall. Wie oft konnte ich in meiner Heimat die nicht immer scherzhafte Wendung hören: Es gibt noch Fallimente d. h. es wird sicher noch etwas fallen (wenn du nicht aufpassest) (vgl. Els. Wtb. I S. 107). Ähnlich wird das Wort „Einfall" scherzhaft nach der sinnlichen Bedeutung von „einfallen" = einstürzen umgedeutet in der weitverbreiteten Redensart: Er hat Einfälle wie ein altes Haus.[1])

„In welcher Tour geht denn dieses Stück?" So kann der Musizierende von ungebildeten Leuten oft gefragt werden. Wir haben hier eine Zurechtlegung vor uns, die ursprünglich ausgegangen war von einem gehörten Satze wie z. B.: Das Stück ist in *c*-„Dur" geschrieben. Die formelle Gleichheit ermöglichte bei der Reproduktion die Heranziehung des frz. Lehnwortes *Tour*, das gang und gäbe ist in Wendungen wie: Es geht in einer Tour fort (*sket ɩn ę̄nɒ túɒ faɒt*) d. h. es geht ununterbrochen. Diese geläufige Vorstellungsverbindung gibt nun die Basis ab, auf der für den vorliegenden Fall eine neue Begriffsbildung vor

---

[1]) Dieses Wortspiel gehört eigentlich nicht hierher. Es dient aber zur Illustrierung des vorhergehenden Beispiels.

sich geht. Die „Tour“ als Charakterisierung einer vorwärtsschreitenden Bewegung wird auf das nur oberflächlich gekannte Gebiet der Musik übertragen und ihren Sonderbedingungen assimiliert. Wir können also konstatieren, daß es hier einer unentwickelten Auffassungsfähigkeit gelungen ist, auf assoziativem Wege einem schwierigen Problem gegenüber — man darf wohl in diesem Falle die Erfassung des musiktechnischen Ausdrucks als Problem bezeichnen — selbständig Stellung zu nehmen. Das Resultat ist allerdings kein adäquates. Es setzt sich zusammen aus annähernd richtigen Vorstellungen von Tempo, vielleicht untermischt mit unausgebildeten ästhetischen Empfindungen. Aber trotzdem haben wir eine nach Maßgabe der in Betracht kommenden geistigen Potenzen erfolgreich vollzogene, lehrreiche Begriffsumdeutung vor uns, die durch kühne Originalität den Mangel an Treffsicherheit einigermaßen ersetzt.

Zur Verdeutlichung von frz. *pot* setzte man bei der Herübernahme des Wortes noch „Hafen“ hinzu. Daher pfälz. *potehawe* (Autenrieth S. 108). *Pote* wurde an das aus dem hd. entlehnte *potə* = Pfote assimiliert und demgemäß der Begriff verengt. Eine bestimmte Hafensorte mit Füßen (Pfoten) wird mit *potehawe* bezeichnet. Diese Sorte Töpfe mag ursprünglich aus Frankreich gekommen sein.

Hebr. *chabhrûthâ* wird im Rheinfr. zu *Khafrúus*; es bedeutete ursprünglich wie noch jetzt vielerorts Gesellschaft (verächtlich), Bande (vgl. Lenz: Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialekt II S. 4). Doch anderwärts wirkt das mittelrheinische Schimpfwort „Kaffer“ (Kluge[6] S. 189) assoziativ so stark auf den Begriffsinhalt ein, daß aus dem Abstraktum ein Konkretum, daß aus „Bande“ „Schafskopf“ wird. Autenrieth leitet sein *Kafrus* von hebr. *chabar* ab und bucht als Bedeutung „Genosse, Gefährte“. Im Elsaß ist *Kafruse* Pl. = Kameraden, besonders bei Schlechtigkeiten (Els. Wtb. I 427; vgl. außerdem noch Zfhd.Ma. I 173).

Frz. *aide-de-camp* Adjutant wird in der Pfalz noch gebraucht z. B. in Wendungen wie: Ich brauche keinen *aide-de-camp* (*ιχ pràu̯x kḙn étəkà*^{n}) d. h. ich brauche keine Hilfe. Dafür heißt es im Els. mit Assimilation des zweiten Bestandteils an „Gang“

„Edagang" (*ètakàŋ*) = „einer, der für einen andern einen Gang tut" (Els. Wtb. I 15).

Premierstühlchen, womit in einem Dorfe der Pfalz „die vornehmsten Kirchenstühle" bezeichnet werden, wird im Munde des Volkes zu *bremmeställche* (Autenrieth S. 26). Der assimilative Vorgang ging jedenfalls von dem ersten Kompositionsglied aus, das bei energischer Wurzelbetonung *prę̀mjə* und nach Ausstoßung des j, veranlaßt durch die Beziehung zu mhd *brëme* md. obd. Bremme = nhd. Bremse, *prę̀mə* ergab. Nachdem dieser erste Schritt getan war, mußte naturgemäß auch eine dem neuassoziierten Begriff entsprechende Umdeutung des zweiten Bestandteils erfolgen. Ob und inwieweit hierbei der volkstümliche Ausdruck „Brummstall" = Gefängnis (Sanders III 1167) mitgewirkt hat, kann ich nicht entscheiden. Wenn die durch die sekundäre Lautgestaltung geweckten Vorstellungen weiter ausgedeutet werden, ko kann es natürlich nur in scherzhaftem Sinn geschehen.

Frz. *malheur* ist im Pfälzischen noch heute allgemein üblich, dergestalt, daß es sogar gelegentlich zu assimilativen Zwecken verwendet wird. So z. B. in der ephemeren aber immerhin bemerkenswerten Reproduktion *Malerika* = Amerika; ist diese Umgestaltung weiterverbreitet — was ich nicht weiß —, so darf sie als eine in sprachlicher Form kristallisierte Warnung vor übereilter Auswanderung angesehen werden. Diese Warnung wäre nirgends mehr als in der Pfalz angebracht, wo der Auswanderungstrieb zuzeiten beängstigenden Umfang angenommen hat.

Es geht wohl nicht an, die oberhess. obd. Veränderung von Appetit zu *appedick* einseitig als Dissimilation der Dentale aufzufassen, wie es Horn (Zfhd.Ma. I 29) tut. Jedenfalls hat die leicht zu vollziehende Begriffsassoziation zu „Dick" zur Fixierung dieser weit verbreiteteten[1]) Erscheinung erheblich beigetragen.

Ähnlich wird die Lautform *warfel* = *marbel*[2]) neben andern

---

[1]) Oberhess. Wtb. S. 44; Bayerns Ma. II 241; Winteler, Kerenzer Ma. 56; Birlinger, Schwäb. augsburg. Wtb. S. 175.

[2]) Vgl. Horn: „Einige Fälle von Dissimilation." ZfhdMa. I 30, wo *warfel* < *eine marbel* erklärt wird. Im Zusammenhang hat Verf. solche Erscheinungen behandelt in seinen „Beiträgen zur deutschen Lautlehre" S. 34 ff.

Einflüssen doch auch dem Umstande ihre Entstehung verdanken, daß beim Gebrauch der „Schnellkügelchen" Beziehungen zu „werfen" „Würfel" sich einstellten.

Das Wort „Jelängerjelieber" ist in den verschiedenen Dialekten in verschiedenartiger Anwendung zu finden (Weigand I 874; Stalder II 75). Meistens bezeichnet man wohl den Flieder damit, doch mancherorts in kaum noch erkennbarer Gestalt. So lautet das Wort z. B. in meiner Heimat (sonst existiert in der Pfalz auch „Jelängerjelieber" und bezeichnet das Stiefmütterchen [*viola tricolor*]) „Engelliebe" (*ę̀ŋəlíiwə*), eine Bezeichnung, die in anderen Teilen der Pfalz durch *Zerinke* (*syringa*) und „Nägelcher" (Autenrieth S. 156) ersetzt wird. Lenz (Nachtrag S. 4) kennt *ęŋəlíiwəlįn* pl. wildwachsende kleinere Art der Stiefmütterchen, gleichsam „Engelliebchen". Der Begriffsinhalt dieses Namens ist zwar auch nur zufällig gerade mit dieser Blume verbunden worden. Allein er ist doch bedeutend sinnreicher als das langweilige „Jelängerjelieber". Die Begriffsumwandlung ist jedenfalls eine radikale, so radikal, daß man an der Identität der beiden Wörter zweifeln könnte, wäre es nicht möglich, an der Hand der lautlichen Entwicklung sie zu beweisen. Frommann (Ma. II 34) bucht nämlich aus der Koburger Mundart *Engəllaliebər* = Jelängerjelieber (türkischer Hollunder, Flieder, Syringe), eine Zwischenform, in der die Dreisilbigkeit des ersten und zweiten Kompositionsgliedes noch vorhanden ist. Denn das *a* der dritten Silbe stellt sicher das *er* von „Jeläng er" dar, während es in seiner silbischen Funktion jedenfalls das „je" von „jelieber" vertritt. Dieses kann ja weniger leicht elidiert werden als das durch Aphärese schon bald beseitigte „je" am Anfang.[1]) Erst später, als der akustische Eindruck des Urbildes völlig aus dem Bewußtsein der Sprachgemeinschaft geschwunden war, fiel durch energische Assimilation an begrifflich wieder ausdeutbare Lautgebilde auch diese Silbe. Sie spielte im Wortkörper der Koburger Mundart noch insofern

[1]) Wie ich nachträglich durch Herrn cand. phil. E. Töpfer erfahren habe, ist in der heutigen Ma. von Koburg nicht mehr Frommanns *Engəlalieber*, sondern *ę̀ŋələlíibv* gebräuchlich.

eine Rolle, als sie im Verein mit der vorhergehenden tieftonigen Silbe allmählich zu dem die volle Exspirationsstärke beanspruchenden *líiw* hinüberleiten konnte.[1]) Was den assoziativen Vorgang anlangt, der zu der lautlichen Umgestaltung führte, so ist er jedenfalls durch den in „jelieber" liegenden Begriff „Liebe" angeregt worden. Sobald dieser sich mächtig genug aus dem unverständlich gewordenen Gefüge heraushob, konnte das leicht damit verknüpfbare „Engel" durch Metathese von *l* und *ŋ* in „(Je)länger" hineingebracht werden.

Ein Beispiel von totaler Begriffsumwandlung bietet Lenz (Die Fremdwörter im Handschuhsheimer Dialekt S. 17) in *sιχ mukíìwn* sich regen, rühren. Grundwort ist franz. *se moquer* sich lustig machen; „bei der Bedeutungsänderung war von Einfluß das nhd. sich mucksen und mucken". Schmeller (Bayr. Wtb.[2] I 1566; vgl. noch Els. Wtb. I 663; Schweiz. 4, 133; Crec. II 597) z. B. kennt „sich nicht mucken = sich nicht die geringste Bewegung erlauben" etc.; vgl. auch Kluge S. 274.

Franz. *bamboche* Puppe, kleine häßliche Person wird ostfrk. zu *pámpušlə*. Aber im Handschuhsheimer Dialekt (Die Fremdwörter im Handschuhsheimer Dialekt S. 17) hat die an „Backe" assimilierte Form *„pákə"pušl* kleines, paus„backiges" Mädchen die Oberhand gewonnen.

Frz. *se donner des airs* (*de grandeur*) sich aufs hohe Pferd setzen, ein herrisches Wesen annehmen oder *se donner de l'air* sich brüsten wird als Ganzes in deutsche Dialekte entlehnt. So bietet Mentz („Frz. im Mecklenb. Platt" I S. 12) *he gift sick onnlich son'n är* = tut vornehm, eine Redensart, die in Mecklenburg und allen Nachbardialekten verbreitet ist. In der Pfalz sagt man *sιχn év gœwə*, wobei durch den geschlossenen *e*-Laut die Beziehung zu „Ehre" angezeigt wird. Die Begriffsentwicklung in dieser veränderten Form vollzieht sich also so: Nach außen hin so auftreten, daß daraus „Ehre" erwächst.

Riehl sagt einmal („Die Pfälzer" S. 111): „Der schwäbische Bauer ist nicht so hitzig, dagegen vielleicht noch zäher in seinem

[1]) Die nämliche Aphärese ist zu konstatieren bei *Zinkli* < mlt. *jacinctus*; vgl. ZfhdMa. IV 172.

Fleiße wie der Pfälzer, aber er ist nicht so flink, so gewürfelt, hat jenen schlagfertigen fränkischen Mutterwitz nicht, für welchen der Pfälzer ein ganz eigenes Wort besitzt, er ist nicht so ‚schlitzöhrig'. Andere sprechen ‚schlitzhärig' und meinen, es bedeutet einen Haarspalter. Das trifft aber den Sinn nicht. — Wer so praktisch pfiffig ist wie einer, dem der Büttel schon einmal die Ohren geschlitzt hat, ist ‚schlitzöhrig', ein durchtriebener Schlaukopf." Das von Riehl beigebrachte „schlitzhärig" ist eine ungenaue, die mundartlichen Lautgesetze außer acht lassende Übertragung des aus „schlitz-öhrig" umgedeuteten *šlitshèvriχ*, das zu „Haar" bezogen unbedingt *šlitshòvrιχ* lauten müßte. Ganz abgesehen davon wäre noch sachlich einzuwenden, daß das Bild des „Haarspalters" dem Volke unbekannt ist. Nein, die Leute, die *šlitshèvriχ* sprechen — in meiner Heimat sagt man allgemein so —, können aus der so veränderten Lautgestalt nur die zwei Begriffe „Schlitz" und „hören" entnehmen.[1]) Es ist nicht zu verwundern, daß diese Umdeutung eingetreten ist. Denn nicht nur im Volksbewußtsein lebt der jedenfalls zugrundeliegende Rechtsbrauch des „Ohrschlitzens" nicht mehr, sondern auch der Wissenschaft ist es bis jetzt noch nicht gelungen, das sprachliche Kuriosum in seinen sachlichen Voraussetzungen durchsichtig zu machen. Die Vermutung von Sanders (II 473), als ob „man nur einfach an die Schlitze oder Kerben zu denken habe, die nach dem Körnen der Nähnadeln noch zur Vollendung der Öre dareingefeilt oder ausgeschlagen werden", ist nach der begrifflichen Seite hin ganz unwahrscheinlich. Ansprechender ist die folgende Erklärung (Briefliche Mitteilung von Prof. Dr. Heeger): „Nach dem alten Nürnberger Stadtrecht wurden die Bäcker, deren Wecke zu klein ausfielen, mit dem einen Ohre angenagelt.[2]) Die gleiche Strafe wird wohl anderweitig auch für andere Vergehen verhängt worden

[1]) Vielleicht glaubt man, daß wer mit geschlitzten Ohren hört, ein feineres Gehör hat als andere, daß er deshalb ihnen „über" ist und sie übers Ohr hauen kann.

[2]) Über das Schlitzen der Ohren als Strafe vgl. Grimm (Rechtsaltertümer S. 708): Auris unius incisione mulctatur. Greg. tur. 5, 48. Finduntur aures eius. l. fries. add. 12.

sein. Nun ist es wohl möglich, daß der so Angenagelte und dem Gespötte des Publikums Preisgegebene sich aus dieser unangenehmen Situation dadurch befreit hat, daß er sein Ohr durchriß bezw. durchschlitzte." Die Gaunerei, die dem nun für immer Gezeichneten seine Strafe eingebracht hatte, und die Schlauheit, mit der er sich ihr wieder entzog, würden auch heute noch den „Schlitzöhrigen" treffend charakterisieren. Die Form „schlitzöhrig" macht sich das Volk wie folgt klar (nach Prof. Dr. Heeger): In früherer Zeit trugen die Männer fast ausnahmslos die bekannten runden Ohrringe. Gerieten sie nun im Wirtshaus oder sonstwo in Streit, so packten sie sich gelegentlich auch an den Ohren und rissen sich die Ohrringe aus, so daß das Ohrläppchen „geschlitzt" wurde. Wer auf diese Weise einen Denkzettel bekommen hat und dadurch gewitzigt worden ist, ist ein „Schlitzöhriger".

Kluge (S. 319) verzeichnet ein seit dem 15./16. Jahrhundert von Osten her vordringendes slav. Lehnwort *Robott* Frondienst aus böhm.-poln. *robota* russ. *роботá* zum Verbum *рабóтать* arbeiten aslov. *rabŭ, robŭ* (< **orbu* vgl. anord. *erfi-ðe* alts. *arbê-di*) = Knecht. Wendler[1]) erwähnt aus der älteren Zeit als Umdeutungen des Substantivs *rowatte, robold, rottbede,* von denen *rottbede* schon an *roten,* die md. Nebenform von *riuten* reuten, erinnert. Lexer kennt das daraus gebildete Verbum schon als *robolden robalden* (vgl. besonders Bayr. Wtb. II 10). Die Einfügung eines unorganischen *l* ist wohl mit Sicherheit dem Einfluß des mlat. *ribaldus* zuzuschreiben.[2]) Das einst weitverbreitete Wort ist von Bayern aus, wo es nach Schmellers Zeugnis in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch statt Scharwerk, Frondienst üblich war, nach Westen vorgedrungen und lebt z. B. in der Pfalz, angetan mit einem neuen, deutschen Kleide, noch in ungebrochener Kraft fort. *Rodalben* (Autenrieth S. 117) „den

---

1) Zusammenstellung der Fremdwörter des ahd. und mhd. nach sachlichen Kategorien. S. 6 Beil. z. Jahresbericht Gymn. Zwickau 1864/65.

2) Vgl. afz. *ribaut* (Godefroy VII 183): „du temps de saint Louys l'on appelloit ribaux les gens de peine et forts, tels que les crocheteurs et portefaits." Fauchet, Orig. des dignit. et magistr. de France I 14 éd. 1611.

Acker, den Wingert roden" ist nichts anderes als das mit Assimilation des ersten Teils an „roden" umgestaltete und spezialisierte *robalten.* Um aber die in meiner Heimat allein gebräuchliche Form *róotpàlkə* erklären zu können, müssen wir wohl eine Zwischenstufe **rod-balten* < *robalten* annehmen. Hier haben wir zwei schwere Silben vor uns, die beide den Eindruck von ursprünglich selbständigen Kompositionsgliedern machen, und die, wie wir schon einige Male gesehen haben, in der Volkssprache oft nach naheliegenden, handgreiflichen Merkmalen umgedeutet werden. In dem einen Falle half man sich, indem man die zweite Silbe entlastete. Das einleitende *b*, nach dessen Fall auch ihr selbständiger, einen eigenen Inhalt beanspruchender Charakter schwinden mußte, ging aber nicht verloren, sondern trat an Stelle des zweiten, sich dissimilierenden Dentals. So entstand *rodalben.* Andererseits aber bewahrte man die zweite Silbe von **rod-balten* und maß ihr durch Assimilation an „Balken" Eigenwert bei. Der „Balken" dient beim Roden der Weinberge als Maß dafür, wie breit beim jeweiligen Hinüber- und Herüberroden die Erde ausgehoben werden soll. Diese Begriffsassoziation muß also ursprünglich bei der Lautangleichung stattgefunden haben. In der Rheinebene (im „Gäu" *kǣœ*) aber wird sie heute nicht mehr vollzogen, da die Vorstellung der zu rodenden „Balken"länge nicht mehr vorhanden ist. Hier hat sich also das Wort „in ein einfaches Begriffszeichen ohne alle Nebenvorstellungen verwandelt" (W u n d t S. 479). Interessant ist, daß in den Weinbau treibenden Gebirgsgegenden, wo die Vorstellung des „Balkens" als eines Rodmaßes noch jetzt sehr geläufig ist, sich die Einbeziehung der zwei Begriffe in das von Osten her vordringende Wort nicht vollzogen hat. Hier sagt man meist „roden".

„Rand" (zu rinnan wie Brand zu brinnen) bedeutet Lauf, Bewegung (ein obd. besonders im Bayr. heimisches Wort. Vgl. DWB. VIII 87 ff.). S c h m e l l e r notiert auch Rand = Anlauf (Bayr. Wtb. II 125). In diesem Sinne gebraucht man im Rheinfränkischen meist Komposita. Aus Nassau bucht K e h r e i n „Anrannt" (S. 46). Ebenso in meiner Heimat. Doch sagt das Volk dafür meist *súrrànt* d. h. **zu-rand* mit lautlich-begrifflicher

Assimilation an „surren" (Autenrieth S. 157). Wie fest diese sekundäre Assoziation ist, beweist eine substantivische Weiterbildung **súrrəs, súrras* (vgl. *rampəs, rampas,* das auch Grobian bedeutet)[1]) = Wildfang. Trotz dieser Festigkeit, die uns in der jetzigen assimilierten Form entgegentritt, dürfen wir nicht annehmen, daß begriffliche Beziehungen ursprünglich den Anstoß zur Veränderung gegeben haben. Wahrscheinlich ist, daß lautphysiologische Faktoren die Begriffsassoziation bewirkt haben. Das Wort erscheint meist in Sätzen wie: sich einen „Surrand" holen (*sìχn súrrànt hǫ̀ulə*). Hier mußte ursprüngliches interkonsonantisches *t* von *„sιχ n (t)sur . . ."* fast notwendig schwinden. Umgekehrt ist ein *d* des bestimmten Artikels angeschliffen in els. *Zurrhummel* m. Person, die immer brummt (surrt) aus *t(ə) surrhummel* der Surrhummel (els. Wtb. I 338).

Mhd. *hegesal, heisal, heisel* bezeichnet „etwas, das zur Einfriedigung dient" (Lexer). Unter *hę̀ęsliχ* pl. versteht man in der Pfalz mancherorts Rutenbündel, die zur Einfriedigung des Gartens verwendet werden. Der Zaun selbst heißt noch allgemein *hak* (< mhd. *hac* = Hag). Weitverbreitet ist die Komposition *rę̀ęwə-hę̀ęsəl* (< mhd. *heisel*). Doch ist der etymologische Zusammenhang längst aus dem Bewußtsein geschwunden. Fragt man jetzt die Leute, was der Ausdruck bedeute, so melden sie übereinstimmend, daß ein solches Rebenbündel aus der Ferne einem in der Furche sitzenden Hasen gleiche („Rebenhäslein") (Nach Prof. Dr. Heeger).

Nhd. „splendid", das sich schon bei Goethe in der Bedeutung „freigebig" findet, erscheint im Pfälzischen häufig als *špentít* (vgl. Lenz: „Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialektes" I S. 12). Diese Form beruht natürlich auf Assimilation an „spenden", das auch als „spendieren" auftritt (Bayr. Wtb. II 677; Weigand II 758).

Pfälz. *špulíırə* (besonders als *rúmšpulìırə* geläufig) gibt genau nhd. spionieren wieder und zwar nicht bloß begrifflich, sondern, was anfangs etwas eigentümlich erscheint, auch lautlich. Die Vokal-

[1]) Über solche Bildungen vgl. Pfaff in PBB. XV S. 189. Er leitet das Suffix-*əs*, das im Rhein- und Südfränkischen häufig scherzhaften Bezeichnungen männlicher Personen angehängt wird, von lat. *-us* ab.

kombination *io* von spionieren erhält sich im Dialekt nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt. Beispiele wie *fιχəlét* = violett, *fιχəlín* = Violine und *rumənúrə* = ruinieren (S. 39 vgl. noch die andern hier angeführten Beispiele) zeigen die Tendenz des Dialektes, das *o* nach Entwicklung eines Konsonanten zur Tilgung des Hiatus zum Tieftonvokal *ə* herabzudrücken. So entsteht erstens **špiịənúrə* > **špiχənúrə*, das in der Pfalz mit Angleichung der Spirans an die vorausgehende Tenuis zu *špikənúrə* wird. Dieser Verhärtung verwandt ist der Vorschlag eines Guttarals vor *w* (Kluge S. 156) „hacken zu Wz. *haw*" (vielleicht ähnlich ist das Verhältnis von dial. *klikv* Spielkugel zu ahd. *cliuua* Kugel). Aus der Schülersprache meiner Heimat ist mir noch *špikə* geläufig, womit das unerlaubte Hinübersehen in fremde Hefte bei Schulaufgaben bezeichnet wird. Ist hier ein Zusammenhang vorhanden? Zweitens ist eine Zwischenform **špilənúrə* anzusetzen, deren *l* sich wahrscheinlich als partielle Antizipation der Artikulationsstellung des verwandten *n* erklärt.[1]) Diese Form, deren erstes *i* ohnedies schon durch den vokalverdumpfenden Einfluß des *p* gefährdet war, wurde nun später durch energische Assimilation an *špulə* zu *špulúrə*. Wäre es möglich, folgende Gleichung aufzustellen: *špulúrə* : **špilənúrə* = *špikə* : *špikenúrə*? Wie diese Anlehnung heute ausgedeutet wird, kann man aus folgendem Ergebnis erkennen. Ich hörte eines Tages den Satz: Der Bursch spuliert um das Mädchen d. h. er schaut nach ihr aus, er sucht ihre Gunst zu gewinnen. Ich bat um Erklärung dieses Wortes, worauf man mir sagte: *v kèt trum rúm wi tə špúlə* d. h. er geht drum herum wie der Spule (Spule ist im Dialekt noch *masc.* wie mhd.).

---

[1]) Wenn nicht schon hier die Lautform von *špúlə* (ev. eine umgelautete?) eingewirkt hat. Vgl. *rumənúrə*, wo der übermächtige Einfluß von *rum* die gesetzmäßige Entwicklung eines *w* = *ruwənúre* < *ruụənúrə* (S. 89) verhindert hat.

Nachträge.

S. 15. Meyer: Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten ^{6} 1904 S. 42 *Hanne,* Schwächling, ähnlich *Hannepampe (Hahnepampel).*

S. 15, 16. Meyer S. 88: *obsternatsch,* obstinat. Was die Bedeutung „wählerisch im Essen" anlangt vgl. afz. *dangereus* (*dangier* < *dominiarium* = Herrenrecht; Eigenwille, Laune) = *difficile* u. bes. = *difficile à servir, difficile sur les aliments;* (dial. auch prägnant *tifisíl* = „kiesätig").

S. 23. Meyer S. 79: *Matz* m., kleines Wesen, unbedeutender Mensch.

S. 26. Meyer S. 95: *Posten,* beleibte Person.

S. 47. Meyer S. 117: *Sperrenzken* (auch *Sparrenzken*) (von sich sperren) Umstände, Ausflüchte.

S. 51. Meyer S. 105: *Schabbesdeckel* (jüd.) der beste Hut. Hier hat sich der sekundär assoziierte Begriff *Sabbat* dermaßen geltend gemacht, daß das verächtliche „Deckel" gar nicht mehr dagegen aufkommen konnte.

S. 61. Meyer S. 58: *Kabruge* Gesellschaft.

S. 62. Meyer S. 72: Neben *Malerika* verdient die Umdeutung *Lahme Rieke (< L'Amérique)* Erwähnung.

S. 66. Meyer S. 3: „sich abrabatzen (von poln. *rabot* Fronarbeit), mühsam arbeiten". Wie mein Freund cand. phil. Bruno Sanguinetto aus Berlin glaubt, liegt hier Assimilation an „Strapazen" vor.

Die S. 37 zu mhd. *rambûzen* gestellten *rabazen, rabâschen, rabastern, rambastern, rabatschen* und *Rabbas* möchte ich jetzt eher als Entstellungen des slav. Lehnwortes fassen.

Register.

Literatur.

Paul, „Prinzipien der Sprachgeschichte" [3] 1902.
von der Gabelentz, „Die Sprachwissenschaft". Leipzig 1891.
Wundt, „Völkerpsychologie". I. Die Sprache. 1900.

Andresen, „Über deutsche Volksetymologie". [1] 1876, [6] 1899.
Eikhoff, „Zur Volksetymologie". ZfdUnterr. 14, 181 ff.
Faß, „Beiträge zur franz. Volksetymologie". Rom. Forsch. III. 473 ff.
Fuß. „Beiträge zur Volksetymotogie". 1883. Progr. d. rheinfr. Ritterakademie zu Bedburg.
Förstemann, „Über deutsche Volksetymologie". Zfvgl. Sprachf. (Kuhn) I. (1852) 1—24; XXIII (1877) 375—84.
Jantzen, „Volksetymologie". Beil. z. „Allgemeinen Zeitung" 1900 Nr. 73.
Kjederqvist, „Lautlich-begriffliche Wortassimilationen". Zur halbhundertjährigen Geschichte des Begriffs der Volksetymologie. PBB. XXVII. 409 ff.
Noreen, In „Nordisk tidskrift". 1882 S. 612 ff., 1887 S. 554 ff.
Noreen, „Spridda studier" in dem Abschnitt „Svensk folksetymologi" in „Svenska landsmålen" 5 (1888).
Nyrop, „Sprogets vilde skud". Kopenhagen 1882.
Pogatscher, „Zur Volksetymologie". Progr. der Landesoberrealschule Graz 1884.
Palmer, „Folk-etymology". A dictionary of verbal corruptions etc. London 1882.
F. Söhns, „Volksetymologie". ZfdU. 11, 81—83.
F. Söhns, „Volksetymologische Plaudereien. ZfdU. 16, 211—232.
Thieme, „Über Volksetymologie in der Volksschule" in „Pädagogisches Magazin" 1896 Nr. 80.
Weisse, „Zur Charakteristik der Volksetymologie". Zeitschr. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XII 203—223.
Zierow, „Volksetymologie und Volksschule" in „Der praktische Schulmann" 1898 S. 605.
Weitere Literatur findet sich noch bei Andresen S. 1.

Wörterbücher.

Autenrieth = Pfälzisches Idiotikon. Ein Versuch von Oberstudienrat Dr. Autenrieth. Zweibrücken 1899.

Bayr. Wtb. = Bayrisches Wörterbuch von J. A. Schmeller [2] I 1872, II 1877 (von G. K. Frommann).

Els. Wtb. = Wörterbuch der elsässischen Mundarten, bearbeitet von E. Martin und H. Lienhart. I. Straßburg 1897.

Kehrein = Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau. Ein Beitrag zu deren Kenntnis von Jos. Kehrein. Weilburg 1862.

Kluge = Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Fr. Kluge. Straßburg [1] 1881, [6] 1899.

DWB. = Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, fortgesetzt von M. Heyne, R. Hildebrand, M. Lexer, K. Weigand. Leipzig 1854 ff.

Lexer = Mittelhochdeutsches Handwörterbuch von M. Lexer. II. Leipzig 1872—1878.

Pfister = Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu Vilmars Idiotikon von Hessen durch Hermann von Pfister. Marburg 1886.

Pfister I = Idiotikon von Hessen durch Vilmar und Pfister. Erstes Ergänzungsheft durch Hermann von Pfister. Marburg 1889.

Sanders = Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart von Dr. D. Sanders. Leipzig 1876.

Schwäb. = Schwäbisches Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen von J. C. von Schmid. Stuttgart 1831.

Schweiz. = Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, bearbeitet von F. Staub und L. Tobler. Frauenfeld 1881 ff.

Stalder = Versuch eines schweizerischen Idiotikon mit etymologischen Anmerkungen untermischt. Von Fr. J. Stalder. I. II. Aarau 1812.

Vilmar = Idiotikon von Kurhessen von Dr. A. L. C. Vilmar. Marburg und Leipzig 1883.

Weigand = Deutsches Wörterbuch von Dr. Fr. L. K. Weigand. Gießen [4] 1881.

Westerw. Idiot. = Westerwäldisches Idiotikon von K. Ch. L. Schmidt. Hadamar und Herborn 1800.

Zeitschriften.

MA. = Die deutschen Mundarten. Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik, herausgeg. von G. K. Frommann. I—VI 1854—59 Nürnberg; VII 1877 Halle.

PBB. = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, hsg. von H. Paul und W. Braune [E. Sievers]. Halle 1874—1903. 28 Bde.

ZfhdMa. = Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, hsg. von Otto Heilig und Philipp Lenz. Heidelberg I 1900 usw.

Spezialdruckerei für Dissertationen, Robert Noske, Borna-Leipzig.